Arthur Trebitsch

Seitenpfade

Ein Buch Verse



BERNH. KLEIN

Wilhelm Borngräber Verlag
Berlin

Arthur Trebitsch

Seitenpfade

Das beigegebene Bildnis ist nach einer Original-Lithographie von Hans Strohofer-Wien in der Hof-Kunst-Kupferdruckerei O. Felsing-Berlin hergestellt

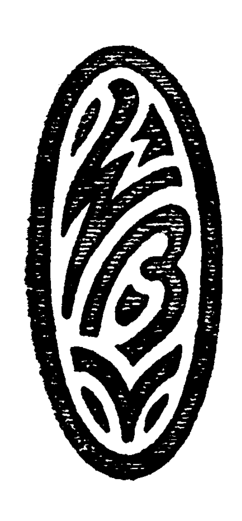


Arthur Trebitsch

Arthur Trebitsch

Seitenpfade

Ein Buch Verse



1917

Wilhelm Borngräber Verlag
Berlin

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig

Einleitung

Wer aus kaltem, kühl die Worte klaubendem Verstande Verse aneinanderreiht und Reimen nachjagt — der ist kein Dichter. Doch aber kann es geschehen, daß die Sprachfähigkeiten und das Selbstvertrauen, die einer bei — ursprünglich echt empfundenen und wahrhaft gezeugten — Versen erlangt hat, ihn späterhin befähigen, ohne jenen schöperischen ersten Drang immer noch recht respektable Gedichte zu verfertigen! Dies ist das Los der Meisten, die, dem Alter von Lyrik und dionysischer Erregbarkeit längst entwachsen, immer noch, sowohl weil die Leser ihnen Vertrauen entgegenbringen, als auch, weil sie allzuviel Geschicklichkeit erlangt haben, die welk und müde gewordene Muse nicht beurlauben wollen. Nun aber werden sie gleichsam Kopisten ihrer eigenen Kunst, und machen aus kaltem Bewußtsein und in Kenntnis von allen erworbenen Wirkungen weiterhin noch Verse, die für den Nichtkenner mit jenen ersten große Ähnlichkeit haben können!

Wir aber meinen, daß die gebundene Sprache

an das Jünglingsalter geknüpft sein sollte; oder aber nur der Gewalt tiefer Erlebnisse verdankt sei, die der Persönlichkeit, dem großen Menschen, und auch ihm nur durch Geschick und Zufall, zuteil werden! Unsere Dichter aber, die imstande sind, ohne von einer ragenden Persönlichkeit irgend etwas zu zeigen, jahraus jahrein Verse zu drechseln und zu veröffentlichen, verraten überdeutlich die Herkunft ihrer Dichtwerke aus kaltem Kunstverstande, der sich die Wärme von vergangenen Gluten kümmerlich borgen und stehlen muß!

Wie sagte doch ein Bühnenroutinier so richtig: Wenn mir was einfällt, schreibe ich ein Stück, wenn mir nichts einfällt — zwei!

Nun, den meisten unserer heutigen Dichter fällt gar nichts ein! Sie erleben auch nichts, was gebieterisch und ungewollt zum Verse drängte und darum — schreiben sie so viel und sind stets bereit, uns mit allzu „eigenen" Wortgebilden zu überschütten. Was von dieser heutigen Dichtung zumeist zu halten sei, und wie unechte und gequälte, gesuchte und gekünstelte Absonderlichkeit an Stelle der schlichten Natürlichkeit tritt, die nur das echt-erlebte Kunstwerk hat,

dies versuchte ich im Dialog „Der Dichter und der Denker" darzulegen, wo es zum besseren Verständnis unseres Standpunktes nachgelesen werden mag. Ganz widerlich aber sind jene Dichterlinge, die mit kalter Berechnung und hoffend, dies werde endlich das „Richtige" sein, sich schlichter Einfachheit und gar komödiantischer Einfalt befleißen.

Freilich ist meine Stimme ein verhallender Ruf in unserer Zeit der unechten Geistigkeit! Denn — dies eine der traurigsten Wahrheiten auf künstlerischem Gebiete! — niemand sieht heute klar in Dingen des Wortes, niemand weiß mehr echt von unecht, Geschaffenes von Gemachtem zu unterscheiden, und dieselben Menschen, die das Gute zu genießen und zu fühlen wissen, so daß man schon froh vermeinte, endlich verständige und verstehende Kenner vor sich zu haben, können hinwieder der unsinnigsten Schwindelmache Beifall und Billigung spenden. Grillparzer, der verbitterte und von der Urteilslosigkeit der Zeitgenossen zutiefst Angewiderte, hat es einmal gesagt: den Leuten gefällt ja das Gute, gewiß; schade nur, daß ihnen das Schlechte — ebenso gut gefällt!

Bei diesem Zustande des völlig verloren ge-

gangenen Maßstabes und der Anarchie des Geschmackes ist freilich für alle literarische Hochstapelei eine gute Ernte zu erwarten. Und in meiner Verzweiflung über die Ahnungslosigkeit der Leser hatte ich mir vor manchen Jahren einen Streich ausgesonnen, der gar wohl geeignet gewesen wäre, den Leuten die Augen zu öffnen, ja aufzureißen, über den Mißbrauch, der mit ihrem Vertrauen und ihrer Gläubigkeit von unechten Geistern seit mancher Zeit getrieben wird.

Anläßlich einer Unterredung suchte ich für diesen Scherz einen der Führer mancher modernen „Strebungen" zu gewinnen, der zwar von dem Humor der Sache sich recht eingenommen zeigte, aber späterhin seine Beihilfe versagte. Ihm mochte doch Bedenken schaffen, daß er zu oft und zu gerne gerade Vertreter der von mir verhöhnten Dichtweise gefördert und „entdeckt" hatte, ja daß er selbst etwa gar mit manchen prosaischen Wichtigtuereien zuviel auf dem Kerbholze hätte, um plötzlich ein Verhöhner des einst Gepriesenen zu werden! Ohne solche „heuchlerische" Mithilfe aber, welche Berufsgenossen angelegentlich auf das „eigenartige" und feine Talent

Arthur Wilhelm von Retzenaus aufmerksam gemacht und ihn mit bedeutsamen Worten als „Ereignis" den Zunftgenossen präsentiert hätte — ohne solche Hilfe war der Schabernack, den ich vorhatte, undurchführbar! Ich hätte gar zu gerne *A. W. v. R.* erst nur in eingeweihten Kreisen, dann aber in einer immer größer werdenden Gemeinde als bedeutsamen Dichter gefeiert gesehen, um dann, wenn sich die Kritiker in preziöser, wichtigtuerischer Weise — wie in ähnlichen Fällen — geäußert hätten, endlich die Maske zu lüften und dem Publikum ein höhnisch lachendes Gesicht zu zeigen!

So aber wollte ich mir nicht noch mehr Feinde durch Einweihen ins Geheimnis verschaffen, und so ist denn *A. W. v. Retzenau*, im Schreibtisch versperrt und nur wenigen Freunden zur Erheiterung dienend, nie zur fröhlichen Wirklichkeit gelangt. Nun soll er — als Satyrspiel — den Abschluß meines Versbandes bilden; vielleicht gelingt es jetzt noch, dem Leser die Ahnung aufdämmern zu lassen, wie oft er auf weniger deutliche, doch aber im tiefsten Grunde verwandte Produkte unechter Wortkünstelei hereingefallen ist. Und vielleicht mag so doch noch ver-

hindert werden, daß weiterhin Gutgläubige betört und betrogen werden! — Gelingt dies, so hat *A. W. v. R.* nicht umsonst gelebt und seiner schwindelhaften Existenz mag dies jähe Ende bereitet sein. —

Was aber nun die übrigen Verse betrifft, so bringen sie eine kleine Auswahl aus einem allzu jugendlichen Versband der seinerzeit (1901) pseudonym bei G. H. Meyer in Berlin erschienen war, ferner einige Übersetzungen, endlich aber die wenigen Verse einer reiferen Periode. Gerade derjenige, den Kenntnis des Versbaus und Leichtigkeit im Finden von Reimworten stets und ohne besonderen inneren Antrieb befähigen könnten, Verse zu machen, gerade der wird, wenn irgend von geistiger Rechtschaffenheit, gewissermaßen aus Respekt vor dem echten Schaffensakt, sich hüten, sein wohlfeiles Können zu mißbrauchen.

Wenn aber viele hierin gleich verfahren wollten, wäre die Welt verschont von der Hochflut der Dichtungsversuche, die dem Genießenden den Geschmack am Verse verleiden und ihn unfähig — weil abgestumpft — finden zur Aufnahme des wahrhaft dichterischen Schaffens.

Aus der Jugendzeit

Nach der Trennung

Der Abend kam; es war der letzte Abend,
Das letztemal, daß wir beisammen waren,
Ein sanftes Lüftchen wehte duftig labend
Und spielte leis mit deinen braunen Haaren.

Da schritten wir selbander durch die Nacht;
Es lag die ganze Welt in stillem Träumen,
Hoch droben leuchtete der Sterne Pracht,
Und süßes Duften troff von allen Bäumen . . .

Ich konnt' nicht sprechen, wildes, heißes Weh
Ließ mich in meinem Innersten erbeben,
Wie bald, wie bald, daß ich dich nimmer seh',
Dich nimmer seh' vielleicht fürs ganze Leben!

Ich konnt' nicht sprechen, deine weiße Hand
Konnte ich stumm nur an die Lippen drücken,
Ich konnt' nicht sprechen, immer unverwandt
Auf dein geliebtes Antlitz mußt' ich blicken!

Ich konnt' nicht sprechen, namenloses Leid
Hatte mein Herz, das blutende, zerrissen:
Die Stunde eilt, und es verrinnt die Zeit,
Und heut' noch werd' ich von dir scheiden müssen! . .

Wir setzten uns; du sahst mich traurig an,
Du wußtest wohl, was ich um dich gelitten,
Und still hast du von deinem Haupte dann
Für mich dir eine Locke abgeschnitten. —

An deine Schulter lehnt' ich mein Gesicht,
Mich traf der Hauch von deines Atems Wehen,
Du sahst mich an und sagtest: O sei nicht
So traurig, das wird bald vorübergehen! —

Es wurde spät und unsre Zeit entschwand,
Still gingen wir und zögernd nur nach Haus;
Ein letztes Wort, ein letzter Druck der Hand
Und dann — war alles, alles aus . . .

Zwei Tage

Ach, wie war mir doch zumute kläglich,
Nimmer wollt' die staub'ge Straße enden,
Wo die heißen Sonnenstrahlen blenden,
Ach, die Hitze peinigte unsäglich! — —

Heut ist Staub und Hitze leicht erträglich,
Licht nur heut' die Sonnenstrahlen spenden,
Denn das Wetter kann gar schnell sich wenden,
Und wie dies ist nichts so leicht beweglich . . .

Doch ich hör' euch alle staunend fragen:
Blauer Himmel war an beiden Tagen!
Wie kann Gleiches so verschieden sein? . . .

Einsam bin ich jenen Tag gegangen,
Diesen Liebchens Arme mich umschlangen,
Schön ist diese Welt doch nur zu zwein!

Auf die Frage nach meinen Lieblingsgedichten

Geliebte! Dein schwebender, lieblicher Gang
Und dein holdseliges, süßes Gesicht
Und deine weißen Glieder,

Das ist der allerschönste Gesang!
Das ist das allerbeste Gedicht!
Das sind die herrlichsten Lieder!

Antwort

Klagtest mir, du könntest nimmer
Meiner Dichtung Seele sein,
Eine andre nehme leider
Diese schöne Stelle ein.

Tröste dich! Auch du sollst mir
Übernehmen jenen Posten,
Um die ganze Seligkeit
Dieser Würde auszukosten.

Du verstehst nicht? — Nun so höre,
Daß in einem Dichterherzen
Viele Seelen wohnen: Eine
Voll des Leids und bittrer Schmerzen,

Eine blitzend-wilder Freude,
Eine andre düstrer Klagen,
Diese: Dürstendes Begehren,
Jene: Wehmutsvoll Entsagen,

Für die Menschheit glüht die eine,
Doch voll Haß ist eine zweite,
Jene schwärmt für schlichte Einfalt,
Diese fürs Genial-Gescheite!

Und so gibt es ungezählte,
Und so magst du, Liebste, wählen:
Welche nimmst du dir zu eigen,
Sprich! von meinen Dichterseelen?

Traurige Lektüre

In deinen Augen les' ich ungezählte Küsse,
Die du geträumt . . .
In deinen Augen les' ich ungezählte Küsse,
Die du gegeben . . .
In deinen Augen les' ich ungezählte Küsse,
Die du noch geben wirst!
In deinen Augen les' ich ungezählte Küsse,
Doch ob von mir — steht nichts darin geschrieben . . .

Unglückliche Liebe

Ich liebe
Dich Kleine,
Wie Keiner
Es weiß.
Ich möchte
Dich küssen,
Herzinnig
Und heiß!

Was nützt mir
Mein Wille,
Was nützte
Mein Flehn!
Das Herz geht
Mir über,
Doch du gehst
Vorüber,
Kalt lächelnd
Dich fächelnd
Und lassest

Mich stehn!
Da bleibt mir
Nichts übrig
Als nach-
Zusehn!

Der Mond

Ich bin allein mit dir im kleinen Zimmer,
Wo wir in Liebeslust uns heiß umschlingen;
Des Vollmonds Strahlen, die durchs Fenster dringen,
Umtanzen uns mit bläulichem Geflimmer.

Erschrocken willst du aus dem blassen Schimmer
Den süßen, schlanken Leib verbergend bringen,
Dein wallend Haar unter das Kissen zwingen,
Und scheu und angstvoll blickst du aufwärts immer...

Der Mond ist, Kind, der beste Freund für zwei,
Die lieben; gib die weißen Glieder frei!
Und laß durchleuchten ihn dein Haar, das blonde!

Denn der dort droben kennt der Liebe Brauch
Und weiß ihn trefflich auszuüben auch:
Siehst du, Geliebte, nicht den Kuß im Monde?

Dichterlos

Ach, von der Gefühle wilden Gluten,
Die so ganz mein Innerstes durchfluten,
Nimmer mir's gelang,

Alles, wie's im Herzen stand, zu bannen,
Und es blieb, — das andre floh von dannen —
Nur ein schwacher Klang . . .

Nichtig sind und eitel deine Klagen,
Denn du bist, laß dir's versichernd sagen,
Dichter schon,

Wenn von all dem, was in dir erklungen,
Festzuhalten jemals dir gelungen,
E i n e n Ton! —

Entgegnung

Oft sagst du mir, o Freund, du liebtest nicht,
Wenn wild und fessellos die Poesie,
Und wenn dem Sturzbach gleichend das Genie
Des Reimes wohlgefügten Damm durchbricht.

Du meinst, daß des Poeten erste Pflicht,
Zu bändigen die heiße Phantasie,
Und wer das nicht vermag, der könne nie
Das wahrhaft Schöne schaffen im Gedicht.

Wie, Freund, die heiße, wilde Leidenschaft,
Die aus dem Innersten der Seele flutet,
Die sollte sich am Wortgeklingel weiden?

Was der Poet gefühlt mit ganzer Kraft,
Was tief im Herzen glühend wallt und blutet,
Das läßt sich nicht in glatte Reime kleiden!

Erdbeeren

Jüngst ging allein lustwandelnd ich im Walde,
Durch trübe Wolken drang kein Sonnenstrahl;
Ich kam zu einer grünen Bergeshalde,
Erdbeeren standen dort in großer Zahl.
Doch als zum Mund ich eine kostend führte,
Nach weitrem Schmaus ich keine Lust verspürte.

Und als ich fortschritt, nach geraumer Zeit,
Begann sich blau der Himmel aufzuklären;
Da hob vor meinem Blicke licht und weit
Sich eine zweite Halde voller Beeren;
Die schauten rot und gar verlockend drein,
Denn es beschien sie heller Sonnenschein.

Als jetzt ich einige zum Munde nahm,
Sieh' da! — sie schmeckten süß und wundergut,
Und ich ersah, woher dies Wunder kam:
Weil sie durchleuchtet von der S o n n e Glut;
Denn so allmächtig groß ist ihre Kraft,
Daß aus dem Herben sie das Süße schafft...

Da sah ich dich, Geliebte, und gedachte,
Wie du einst warst, bevor der L i e b e Strahl
In deinem Herzen süße Glut entfachte,
Und dankt' der Liebesgöttin tausendmal;
Allmächtig ist auch sie, wie Sonnenkraft,
Daß — aus dem Herben sie das Süße schafft!

Äpfel

Jüngst ging lustwandelnd ich durch unsre Straßen
Und kaufte bei der alten Frau am Markte
Ein Dutzend Äpfel ein mit roten Backen,
Und warf sie dann den Kindern zu, die hier
Die altgewohnten Spiele lärmend spielten.

Verwundert blickten sie mich anfangs an.
Dann stürzten sie sich flugs mit lautem Schreien
Auf ihre Beute los, es hatte bald
Ein jeder seinen Apfel sich errungen. —
Doch tobte immer noch ein wildes Kämpfen
Um einen Apfel fort; es war der größte
Und prächtigste, um den die Stärksten noch
In wildem Streite miteinander rangen,
Den jeglicher für sich allein nur haben
Und neidisch nicht den andern gönnen wollte.
Kaum hat ihn einer mühsam sich erkämpft,
Kaum will er sich des heiß errungnen freun,
So stürzen alle gierig auf ihn zu,
Und sie entreißen ihm die teure Beute.

So kann sich keiner am Besitze laben;
In ihrem wilden Wüten sehn sie nicht,
Daß er schon längst schandvoll besudelt ist
Und arg entstellt von ihren rohen Fäusten.
Sie rasen weiter, bis er niederrollt,
Bis, von den Füßen schonungslos zertreten,
Er in den Kot und Schmutz der Straße fällt!

Geht's so nicht oft dem Schönen dieser Welt?

Größe

Ich stand an eines steilen Berges Rand;
Rings breitete sich Wiesengrund und Tal,
Und jener Berg nur ragte kahl empor;
Wie hoch, konnt' ich nicht sehn; genau sah ich
Nur das zerklüftete Gehänge; da
Wuchs nicht der Eb'ne heiter-grünes Gras,
Da blühten keine Blumen, und die Quellen,
Die in dem Tale lieblich murmelnd glitten,
Die sprangen wild und regellos herab,
Sich überstürzend über Felsgestein
Und lockeres Geröll; nur hie und da
Hob ängstlich eine dürre Krüppelföhre
Das windzerzauste Haupt, und schmutziger Schnee,
Geballt zu Blöcken, ähnelnd dem Gesteine,
Mit Rissen und mit Schrunden, füllte ganz
Den Abhang aus, und kleine Klümpchen Moos
Schmiegten sich an die rauhen Felsen an,
Die ganz gehüllt in düstern Schatten lagen.

Jetzt kam ein Gletscherhauch herab von oben;
Mich fröstelte, und enger um die Schultern
Schlug ich den Mantel und enteilte rasch
Dem rauhen Orte in das Tal hinein,
Wo Quellen lieblich murmeln, Blumen blühn,
Die Sonne strahlt und milde Lüfte wehn;
Behaglich zog ich eine gute Weile. — —

Doch als ich nun zurück die Blicke wandte,
Wie riß ich staunend meine Augen auf!
Da war nichts mehr zu sehn von starren Blöcken,
Von Moos und Schmutz und wilden Wasserfällen!
Da stand von Felsen eine trotz'ge Masse
Gigantisch aufgetürmt! Hoch in die Lüfte
Ragt es empor und hebt sich kühn gezackt
In herrlichen Konturen von des Himmels
Azur'ner Bläue ab! und sieh! ganz oben,
Da funkelt's, blitzt es, leuchtet es, als lägen
Vieltausend Diamanten ausgeschüttet da:
Es küßt das Sonnenlicht die höchste Spitze,
Die stolz erstrahlt, gehüllt in ewigen Schnee! ...

An die Deutschen

Ihr beugt Euch literarischem Gelichter,
Das nur Reklame sich bemüht zu preisen,
Nur solchem pflegt Ihr Ehre zu erweisen,
Denn Ihr, die Mitwelt, seid gar schlechte Richter.

Erst wenn der allvernichtende Vernichter
Gezwungen so die Jungen wie die Greisen
Zu jener schwersten, letzten aller Reisen,
Dann preist die Nachwelt Eure großen Dichter.

Dann meißelt Ihr in Marmor Eure Klagen,
Dann fällt Euch sie zu lesen endlich bei,
Dann wollt verspätet Ihr Verehrung zollen.

Und so kann wohl ein deutscher Dichter sagen,
Daß er von jenem Stamm der Deutschen sei,
Die sterben müssen, wenn sie gelten wollen!

Tod und Liebe

Versammelt waren vor des Herren Thron
Die Engel alle, ihren Schöpfer preisend,
Ein ew'ger Lobgesang strahlt seine Welt,
Die Sterne kreisen ihre steten Bahnen,
Und durch das All tönt Sphärenharmonie. —
Da tritt ein Engel vor des Thrones Stufen,
Sein Blick ist düster, seine Stirne grollt,
Anklagend spricht er zum Allmächtigen:
„O Herr! blick hin auf Satan, der vermessen
Sich auflehnt wider deine Majestät,
In wildem Trotze wagt er's, dich zu schmähn,
Wagt es zu lachen deiner ew'gen Werke,
Und eine neue Welt will er erschaffen,
Die deine überragt an Pracht und Herrlichkeit!"
Er spricht's und weist auf jenen haßerfüllten Blicks.

Der tritt hervor in wilder Schönheit strahlend,
Verachtend blickt er hin auf den Verräter,
Es sprüht von Trotz sein flammend-schwarzes Auge,
Sein Atem wogt und seine Lippen beben:

„So ist's! ich will's und kann's! Dir biet' ich Trotz!
Und wenn sich d i e in feiger Furcht verkriechen
Vor deiner Allmacht und bewundernd staunen,
Ich tu' es nicht, und eine zweite Welt
Will ich der deinen stolz entgegentürmen!
Und wenn das große Werk vollendet ist,
Dann magst du diese da um dich versammeln,
Dann mögen sie entscheiden zwischen dir und mir,
Wes Werk den Siegespreis erhält, dann mag
Der Schwächere dem Starken weichen!
Erst wenn ich unterliege, will ich dir,
Wie jene, knechtische Verehrung zollen!"

Stolz aufgerichtet stand er da und blickte
Siegesgewiß ins Angesicht des Herrn!
Er war allein, denn alle Engel waren
Von ihm gewichen, wie man flieht die Pest,
Die weiter rings ihr tödlich Gift verbreitet,
Und sie verstummten, als er so gesprochen. —

Da ging ein Zittern durch den weiten Raum,
Und was da lebte, das ward starr und stumm,
Die Sphärenharmonie verklang, und selbst

Der Sterne ew'ge Schar stand still gebannt,
Und die Planete und die Monde und die Sonnen
Erzittern, da der Herr also beginnt:

Du hast gewagt, ins Antlitz mir zu blicken,
Du hast gewagt, an meiner Macht zu zweifeln,
Du hast gewagt, mir Trotz und Kampf zu bieten!
So sei verbannt auf ewig meinem Antlitz,
So sink hinab in bodenlose Tiefe,
So herrsche denn ob allem Finstern, Schwarzen,
Was feindlich weichet vor des Lichtes Quell,
Was so wie du gen Gott den Herrn gefrevelt!
So sei der Abscheu für die ganze Welt,
Hinab mit dir, sei du der Fürst der Hölle,
Sei du der Gott des Frevels und der Nacht!

Als Satan hilfesuchend rings im Kreis
Die Blicke sandte, suchten alle scheu,
Sein Antlitz meidend, ihn zu fliehn;
Er war allein, und keiner stand ihm bei...
Doch nein! Denn sieh! ein einz'ger tritt hervor!
Es strahlt sein Auge himmlisch mild und rein,
Doch Tränenglanz verschleiert seinen Blick,

Als er nun hintritt vor den Fluchbeladnen.
Er blickt ihm traurig lächelnd ins Gesicht,
Nun schlingt den Arm er um den trotz'gen Nacken,
Nun ruhen seine weichen, roten Lippen
Im Abschiedskusse auf dem bleichen Munde,
Ein letzter Gruß — und stumm tritt er zurück. —

Doch Satan, wie von unsichtbarer Hand
Hinabgezogen, sinkt zum Abgrund nieder,
Und regungslos und festgebannt starrt er
Auf den Verräter, und es bohrt sein Blick,
Ein glüh'nder Pfeil, sich jenem in die Augen,
Kein Fluch entringt sich seinen stummen Lippen,
Doch lauter selbst als wildes Donnerrollen
Hallt dieser stumme Vorwurf durch das All!

Und während tiefer er und tiefer sinkt,
Bleibt jener dort wie angewurzelt stehn,
Er kann nicht fort, er muß den Blick ertragen,
Der ihm das Leben aus den Adern saugt. — —
Und als im Abgrund Satan war versunken,
Da war der Glanz von seinem Blick gewichen,
Da ward die Wange bleich und immer bleicher,
Und Jugendkraft und Leben schwand dahin. —

Da tönte Gottes Wort: Da du es bist,
Durch den das erste Wesen fluchbeladen
Aus meiner Nähe hat entweichen müssen,
So bleibe, so wie nun, in Ewigkeit,
So sei auch fürder der Verderbenbringer
Den Menschenkindern, raffe du hinweg,
Was drunten lebt und sich des Lebens freut!
Du sei der T o d , den alle Wesen fliehn!

Du aber, der du einzig und allein
Für den Verlornen Mitleid noch empfandest,
Noch Tränen hattest für den Gottverlass'nen,
Noch einen Kuß für den unseligen Sünder!
Du sei das Licht für alle Staubgebor'nen,
Du sei der Glanz, der ihren trüben Hütten
Noch einen schwachen Schimmer leiht von oben,
Ich segne dich! Geh' hin und bring das Glück
Hinab zu ihr, der neu erschaff'nen Erde,
Dein sei für jetzt und immerdar die L i e b e!

Nachdichtungen

„Des Übersetzers Ehre ist,
Daß, wer sein Werk liest, ihn vergißt."
Gildemeister

Die Größe des Menschen

(Nach einem Chor aus der „Antigone" des Sophokles.)

Viel des Gewaltigen
Gibt es auf Erden,
Doch das Gewaltigste
Ist der Mensch.
Denn er durchfährt
Das schäumende Meer,
Mögen ihn Winde
Stürmisch umbrausen,
Mag der dräuenden
Wogen Schwall
Ob seinem Haupte
Zusammenschlagen!
Und die Erde,
Die hohe Göttin,
Die unermüdliche,
Unvergängliche
Beutet er aus!
Und seine Rosse
Führen den Pflug,
Der sie durchwühlet
Jahr für Jahr

Über die Erde. —
Und der Vögel
Leichtflatterndes Volk
Listig umgarnend,
Und der Tiere
Wildes Geschlecht,
Und der Salzflut
Heimische Brut
Fangend in Netzen,
In seilgeflochtenen,
Zeigt der Mensch
Verschlagenen Sinn!
Und mit klug
Ersonnener List
Wird er Herr
Des bergbewohnenden
Wilden Getiers,
Spannt er das Roß,
Das mähnenumwallte,
Schirrt er den Bergstier,
Den unbezwinglichen,
In das Joch,
Das nackenumspannende!

Auch der Sprache
Flüchtigen Hauch
Schuf er sich selbst;
Weiß zu entfliehen
Des Himmels Geschossen,
Gegen des Regens
Widrige Güsse,
Gegen des Schneesturms
Eisigen Frost
Weiß er sich Rat!
Ratlos sieht er
Selbst dem Künftigen
Nicht entgegen,
Vor des Siechtums
Drückender Qual
Hat er sich Abwehr
Weise ersonnen --
Eines einzigen
Weiß er *nimmer*
Sich zu erwehren:

Ach, dem Tode
Fällt er anheim,
Dem allbezwingenden!

Exegi monumentum

Ode des Horaz (III. 20).

Stolz überragt die hohen Pyramiden,
Das Denkmal, dauernder denn Erz, dem auch,
Von mir getürmt, nicht Untergang beschieden
Durch gierige Flut und schwachen Windeshauch,

Noch durch die Flucht der ungezählten Jahre!
Nicht sterb' ich ganz, denn es entrinnt ja wohl
Ein Teil von mir wie neubelebt der Bahre,
Es wächst mein Ruhm, solang' zum Kapitol

Schweigsam noch Pontifex und Jungfrau schreiten!
Dort, wo der Aufidus — so heißt es dann —
Die Wogen rauschend wälzt, und wo vor Zeiten
Nur Hirten hausten, hab', ein schlichter Mann,

Äolisch Lied ich mit Italiens Weisen
Zuerst vereint, so sei dir Stolz erlaubt,
Melpomene, so winde, mich zu preisen,
Apollos Lorbeer freudig mir ums Haupt!

Horaz und Lydia

Ode des Horaz (III. 9).

Horaz:

Als ich dir noch lieb gewesen,
Als kein andrer um den weißen
Nacken dir den Arm geschlungen,
War ich glücklich wie ein König.

Lydia:

Und als du für keine andre
Noch entbrannt warst, Lydia noch nicht
Chloens Reizen weichen mußte,
Strahlte leuchtend Lydias Ruhm noch.

Horaz:

Freilich, mich bezaubert Chloe,
Nun mit ihren süßen Liedern,
Und ich bin bereit zu sterben,
Wenn nur sie verschont das Schicksal!

4*

Lydia:

Freilich, mich erfüllt mit heißen
Liebesgluten Calais, ich bin
Tausendmal bereit zu sterben,
Wenn nur ihn verschont das Schicksal!

Horaz:

Doch wenn sich die Liebesbande
So wie einst von neuem knüpften?
Wenn mein Pförtchen nicht mehr Chloen
Sondern Lydia offen stünde?

Lydia:

Mag auch jener schön wie Phöbus,
Magst du schwankend wie das Rohr sein
Und aufbrausend wie die Meerflut,
Dein sein will ich bis zum Tode!

Das Blatt

(Nach dem Französischen des Arnault.)

So dürr und so entblößt,
Vom Stengel losgelöst,
Wohin mit dir, du armes Blatt? —

Ach, nun der Sturm gebrochen hat
Den Eichbaum, der mich lang gehalten,
Mit unbeständigen Gewalten
Peitscht West und Ost, jagt Süd und Nord
Mich über alle Lande fort,
Bald durch das Feld, bald durch den Wald
Bald hügelwärts, zu Tale bald! —
Wohin die Winde mich verschlagen,
Treibe ich sonder Angst und Klagen
Dahin, wo durch des Schicksals Lose
Einst jeglichem die letzte Statt,
Wo sie ja auch dem Blatt der Rose
Und auch — dem Lorbeerblatt! . . .

Entzwei

(Nach dem Französischen des Sully-Prudhomme.)

Warum der Strauß wohl welken mag?
Ward das Gefäß doch kaum berührt
Von einem leichten Fächerschlag,
Den deine kleine Hand geführt? . . .

Und doch macht jene kleine Wunde,
Die dem Kristall geschlagen war,
Rings um den Blumentopf die Runde
Ganz leise und ganz unsichtbar . . .

Wie das so kommt, wer mocht's vermuten? —
Die Blütenpracht ist bald vorbei,
Die Blumen müssen still verbluten,
Rührt nicht daran, es ist entzwei . . . —

So hat die Hand oft, die wir lieben,
Verwundend kaum das Herz gestrichen,
Das ist nicht unversehrt geblieben,
Der Duft der Liebe ist entwichen,

Und wenn das Herz auch bluten mag,
Die Menschen kennen's ihm nicht an,
Bis daß es bricht ob jenem Schlag,
Es ist entzwei, rührt nicht daran. —

Traurigkeit

(Nach dem Französischen des Musset.)

Verloren hab' ich Mut und Leben
Den Frohsinn und die Freunde mein,
Sogar der Stolz ging mit darein,
Der Kraft lieh meines Genius' Streben!

Der Wahrheit Schleier wollt' ich heben,
Ich dacht' sie würd' mir Freundin sein;
Als ich sie kannte, war's nur Pein
Und Ekel, was sie mir gegeben. —

Und dennoch muß sie ewig währen,
Wer wähnt, er könne sie entbehren,
Weiß nicht zu schätzen ihre Gaben.

Sie fordert's, ihr soll Auskunft werden:
Was einzig mir verblieb auf Erden,
Ist, dann und wann geweint zu haben.

Lucie
(fragmentarisch).

(Aus dem Französischen des Alfrede de Musset.)

Bin ich gestorben, Freunde mein,
Pflanzt mir am Kirchhof eine Weide
Mir ist so lieb der fahle Schein
Von ihrem losen Blätterkleide;
Leicht wird ihr Schatten sein der Heide
Wo einst ich werd' begraben sein...

Wir waren abends einst allein; ich saß bei ihr;
Das Haupt geneigt ließ sie durch des Klavieres Saiten
So wie in einem Traum die weißen Hände gleiten,
Wie sanftes Säuseln klang's, wenn fernher der Zephir
Mit leisem Flügelschlag streicht über Rosenhecken,
Um aus dem Schlafe nicht die Vöglein zu erwecken...
Von schwermutsvoller Nacht ein duftend heißer Traum
Entstieg da rings um uns der Blütenkelche Pracht,
Es wiegte leise sich im Park der Eichenbaum,
Und schlummernd wogten die Kastanienzweige sacht.

Wir horchten in die Nacht; den süßen Frühlingsduft
Strömte die offne Gartentür zu uns herein,
Verlassen rings das Feld und rings so still die Luft,
Wir beide, Kinder noch, wir waren ganz allein...
Sie war so bleich und blond; ich blickte auf Lucie.
Nie spiegelte sich ab in Augen, die so mild,
So tief und rein wie hier des blauen Himmels Bild,
Ich war von ihr berauscht, sie liebte ich, nur sie,
Und alles war an ihr so unschuldsvoll und rein,
Und meine Liebe schien mir brüderlich zu sein...
Wir saßen Hand in Hand gar schweigsam lange Zeit,
Ich sah die Stirn, auf der ein holdes Träumen lag,
Und in der Seele tief fühlt' ich, was doch vermag,
Um zu genesen von jedwedem Erdenleid,
Was uns den Frieden gibt und Glückes Sonnenschein:
Im Antlitz jung und auch im Herzen jung zu sein.

Seitenpfade

Der Hasenschmaus auf Zisterwitz

Eine deutsche Ballade

Herr Jesko thront auf seinem Sitz
Im alten Schloß zu Zisterwitz
In düster-grimmem Schweigen;
Die Hausfrau links, und ringsherum
Verängstigt, zitternd, zag und stumm
Blauäugig-blonder Reigen.

Dies Jahr versagt es überall,
Das schöne Vieh steht krank im Stall,
Die Ernte ist mißraten;
Und daß er diese letzte Nacht
Bei einer braunen Magd verbracht,
Die blonde hat's verraten.

Drum blickt verweint die Hausfrau drein,
Drum zuckt es wie Gewitterschein
Über des Hausherrn Brauen,
Und drum verängstigt, zag und stumm
Sitzt Kopf an Kopf es ringsherum
Und wagt nicht aufzuschauen.

Kein Wörtchen fällt, kein Lachen klingt —
Doch da die Magd das Essen bringt,
Die morgens ihn verraten,
Da — hat er's jähen Zorns erkannt:
„Der Hase, der ist angebraunt,
Die Tunke ist mißraten!"

Jach springt er auf von seinem Sitz,
Der edle Herr von Zisterwitz,
Ihn packt ein wildes Rasen,
Aufkreischen Mädels schrill und Jungs,
Durchs Fenster schmeißt er mächt'gen Schwungs
Die Schüssel mit dem Hasen.

Lautweinend läuft die Magd davon —
Doch horch! Welch seltsam neuer Ton
Will die Erstaunten äffen?
Vom Hofe schallt es dumpf und hell,
Ein wütend-rasendes Gebell,
Ein Heulen und ein Kläffen!

Hei! war die ganze Meute los!
Wild wird verteilt und schonungslos,
Was unter sie geraten...

Herr Jeske blickt mit grimmer Ruh
Vom Fenster her dem Kampfe zu
Um den verbrannten Braten.

Und da der zweite Hase kam,
— Die Hausfrau sieht's voll Qual und Scham —
War wieder er mißraten:
Die Magd hat's hastend nicht vermocht,
Und also war nicht gargekocht
Der zweite Hasenbraten.

Herr Jesko sieht's, greift zu, und stumm
Leert er die zweite Schüssel um
Durchs Fenster ohn' Erbarmen,
Und schmettert leer die Schüssel hin
Und steht mit unbewegtem Sinn
Und mit verschränkten Armen.

Und wieder kläfft's und heult's und bellt ...
Das blonde Ding entflieht und fällt
In Ohnmacht — Wer will's wagen —
Verstört läuft's um im Küchensaal:
Wer wagt den Hasen noch einmal,
Den dritten aufzutragen?

Da greift ein braunes Mägdlein zu
Und schmort verschmitzt und brät in Ruh
Und läßt sich nimmer stören;
Kein Wörtchen fällt, kein Lachen klingt,
Bis daß sie selbst den dritten bringt,
Ist nicht ein Laut zu hören.

Und als der dritte Hase kam,
— Die Hausfrau sieht's voll Qual und Scham —
Der war gar wohlgeraten...
Ein Blick, verbietend-streng ringsum,
Und Jungs und Mädels starr und stumm
Verzichten auf den Braten.

Herrn Jeskos Antlitz wird blotrot;
Er faßt es kaum: Schockschwerenot!
Was ist das mit den Rangen?
Das ist doch sonst nicht also faul,
Wenn's gilt, mit Blick und Hand und Maul
Begierig zuzulangen!

Die Mutter starrt . . und er begreift,
Und wie sein Blick im Kreise schweift,
Beginnt er einzuhauen

Und schluckt und kaut und kaut und schluckt —
Die Tafelrunde sitzt geduckt,
Halb staunend, halb in Grauen.

Denn unentwegt in trotz'ger Ruh
Geht's Stück um Stück und auf und zu,
Bis daß es ganz gelungen,
Bis daß der letzte Bissen schwand,
Und bis geleert die Schüssel stand
Und er's allein bezwungen.

Schwer atmend steht er auf vom Mahl,
Ein strenger Blick rund um den Saal,
Ein böser Blick zur Seiten,
Dann stapft er aufrecht, stolz und groß
Hinaus, und krachend fällt's ins Schloß,
Der Schritt verhallt in Weiten...

Und da der nächste Morgen tagt,
Fortzieht die blond' und braune Magd
Trotz Weinen, Flehn und Bitten...
Die Hausfrau mit der Kinderschar
Verwaist daheim geblieben war,
Herr Jesko war verritten.

Beredet ward die Sache nicht;
Und wer im Schloß von Hasen spricht,
Der ist wohl schlecht beraten.
Doch heimlich flog die Mär durchs Land,
Und heimlich ward sie uns bekannt,
Die Mär vom Hasenbraten.

Don Juan spricht zu seinem Sohn:

Mein Sohn, ich will dir anvertraun,
Was du wissen sollst für den Umgang mit Fraun:

Und warst du im Anfang noch dumm und jung,
Voll Überschwang und Begeisterung —

Eh' du noch gründlich das Handwerk erlerntest,
Du nichts als spöttisches Mitleid erntest.

Drum suche erst bei bezahlten Küssen
Erfahrung in allen Liebesgenüssen.

Und bist du gelassen und ausgetobt
Und hast deine sichere Mannheit erprobt,

Dann wage dich erst an sittsame Frauen,
Die nie den Gesellen, nur Meistern vertrauen.

5*

Dann wirst du der Stärkere sein von beiden
Und mußt nicht die bittersten Qualen erleiden,

Die nur gestaute Liebeskraft
Dem armen betörten Novizen erschafft.

Denn wer gewohnt ist, das Weib zu besitzen,
Wird niemals mit Liebe sein Blut überhitzen.

Nur wenn deine Sinne zu lange gefastet,
Bist du mit Liebestollheit belastet;

Drum faste nie! — Und quält dich ein Weib
Und läßt dich zappeln zum Zeitvertreib,

Dann geh' zur andern! — Betrügst du sie heute,
So hast du sie morgen, die zagende Beute,

Die liebeskundige Mannheit wittert
Und hellen Blicken entgegenzittert!

Drum nichts von trüben, tragischen Tönen,
Von verrückter Sucht nach der einzigen Schönen,

Drum nichts von der himmlischen Ewigkeitswonne,
Vom närrischen Kult der Weib-Madonne,

Vom Suchen des Ichs im geliebten Wesen.
Glaub', Sohn, da kommst du nicht auf die Spesen!

Denn wahrlich, du wärest bettelarm,
Wenn du dich fändest in Weibesarm!

Und magst du es hundertfältig probieren,
Du kannst dich nur immer im Weibe verlieren.

Und ist sie gar treu und mütterlich gut,
Dann zehrt sie dich auf mit Seele und Blut,

Dann wirst du, was all die Erbärmlichen sind:
Versorgungsstätte für Mutter und Kind.

Und wenn du auch trefflich den Leib konservierst,
Du doch dein weltfassendes Ich verlierst;

Die Rolle aber stünde dir schlecht,
Denn du bist, Sohn, aus Don Juans Geschlecht!

Und dir ist die Liebe dein Leben lang
Ja doch nicht mehr als Vernichtungsdrang;

Und willst du dein Ich dir dauernd erhalten,
Du mußt dir die Eine vom Leibe halten,

Dann wirst du dir keine versagen müssen,
Dann magst du statt einer Vielhunderte küssen!

Nun weißt du's, Sohn, nun hast du die Wahl:
Einsamkeit oder ewige Qual.

Gladys

Er liebte sie mit steter, milder Glut,
Sie aber lernte: duldend-still gestatten
Die leise Zärtlichkeit des treuen Gatten,
Mocht' auch erkalten sehnend-heißes Blut;

Denn tief in ihr lebt Jugendübermut,
Den blasse Tage fast verschüttet hatten,
Aufrauscht's in ihr nach seligem Ermatten,
Nach Jauchzen, Tanzen, Tollheit, Liebeswut ...

Da fand sie Einer, der sie ganz verstand,
Der Himmel so wie Hölle in ihr sah,
Daß jählings alles bange Zagen schwand ...

Da loht sie auf in selig-süßem Brand — —
Um wieder, heimgekehrt dem Treuen nah,
Demütig-keusch zu schreiten Hand in Hand ...

Herbst

Es stöhnt und ächzt durch Zweig und Ast,
Vorbei das sonnige Wetter,
Der Sturmwind streut zu Boden rings
Die gelben verwelkenden Blätter;

Er treibt mit ihnen sein höhnendes Spiel
Und heult seine traurige Weise,
Er jagt lautraschelnd hin und her
Das Laub in wirbelnde Kreise.

Und schwach und schwächer wird sein Hauch,
Er ruht vom wilden Tanz,
Und ein Klagen noch, und ein Seufzen noch
Und dann verstummt er ganz. —

Auch mir hat durchs entlaubte Herz
Solch wirbelnder Windstoß gefegt,
Als alles tot lag und verwelkt,
Hat sich der Sturm gelegt ...

Dem Einsamen

Der nur kann das Leben fassen,
Der in seine Wellen taucht,
Willst du es verfließen lassen,
Sind die Kräfte schnell verbraucht.

Doch des Lebens Bäche rinnen
Und du stehst am Ufer still,
Starren Blicks hinabzusinnen,
Was das ewige Fluten will! ....

Selbstbesinnung

Was soll verzweiflungsvolles Trauern
Um Freuden, die dir nicht beschert,
Und was dies quälende Bedauern,
Daß dir der rechte Platz verwehrt?

Wozu dies töricht dumpfe Grämen,
Das den Verkannten übermannt?
Kann dir die Welt dein Bestes nehmen,
Dein Herz, das doch die Welt umspannt? . . .

Das versagte Lied

Ach, einmal wieder dem Gefühl ergeben,
Hinschweifen dürfen durch der Rhythmen Land,
Mit lautem Mund und klanggewohnter Hand
Aufjauchzend künden heiligstes Erbeben!

Dem Liede weihend unentweihte Kräfte
Die Töne fluten lassen weit ins Tal,
Und wandern in der Sonne lichtem Strahl,
Fernab des Denkens wühlendem Geschäfte!

So träum' ich oft... Doch schwere Nebel sanken,
Fern ist das Licht, es starb die Wanderlust,
Die Zeit ist kalt, und aus beschwerter Brust
Aufbrauen, liedverscheuchend, die Gedanken...

Erntetrauer

Wie lebt ich einsam diese langen Jahre
Und hab' bewußt die heiße Glut verhalten,
Daß sich mir höchstes Kunstwerk offenbare,

Und hab verscheucht die lockenden Gestalten,
Der Einsamkeit, mir selbst mich hingegeben,
Und ließ des Schaffens Flamme schier erkalten. —

Und doch, bei all dem innigsten Bestreben
Geschah mir's, ach, daß ich zu lange säumte,
Die Kraft verlor, ins Leere ausgegeben

Die Bilderfülle, — und die heiß erträumte
Gewaltige Ernte ward mir nicht beschieden,
Wie ich's erschaut — und was einst überschäumte,

Das raubte jeder heitern Stunde Frieden,
Da ich mich schaffend wollte rückbesinnen
Und hat mich, lang gedämmt, zuletzt gemieden...

Und nie konnt' ich's beschwörend rückgewinnen,
Umsonst blieb alles Zagen, Suchen, Bangen,
Es war vertan, und Bestes schwand von hinnen,

So wie die Frucht, die allzu lang gehangen:
Es kommt die Zeit, daß sie gebrochen werde,
Der Gärtner zaudert, sie herabzulangen,

Sie fault, und ungepflückt fällt sie zur Erde.

An meines Vaters Sarg

Hier sitz ich, Vater, schluchzend an deinem Sarg...
Ich starre hin und kann es erfassen nicht,
Wie unerbittlich ach der Tod dir
Ehernen Schlaf in das Antlitz zeichnet...

Auflebt es wieder, was du Erhabnes einst
Zum Knaben sprachst, — ich hatte zum erstenmal
Des Todes eisigkalte Maske
Staunend geschaut und erschauernd schwieg ich.

Dann barg das Haupt ich schluchzend an deine Brust,
Und du, indes mit tröstender Vaterhand
Du sanft mir durch die Haare strichest,
Sprachest wie traumesverloren zu mir:

„Wein' nicht, mein Sohn! Erfaß es und weine nicht,
Wir alle, alle müssen ja scheiden einst. —
Weißt du nicht mehr, wie du als Knäblein
Spieltest und nimmer gehorchen wolltest? —

Die Mutter rief: Komm Kind, es ist Schlafenszeit!
„Nur dieses Spiel noch, — nur dieses einzige!
Ein bißchen noch, o bitte, bitte! — “
Betteltest du — und du spieltest weiter!

Und wenn dann heiter lächelnd die Mutter kam
Und hob dich auf und trug dich zum Bettchen hin,
Laut schriest du da und wolltest fliehen
Wieder zurück zu verlornen Freuden —

Noch blickt es trotzig unter zerzaustem Haar,
Ein Beinchen strampft, es ballt sich die kleine Faust,
Dann wird der Atem sanft und sanfter —
Siehe, — und lächelnden Mündchens schliefst du!

Und schliefst so gut und träumtest so selig süß
Von Lust und Spiel und herzigen Engelein,
Und der Gesundheit helle Röte
Rundete lieblich dir Kinn und Wangen. — —

Und sieh, mein Kind, wir alle, wir wollen nicht,
Wir alle betteln, o nur ein bißchen noch,
Wenn uns die strenge Mutter zuwinkt
Und uns umfängt zu verhaßtem Schlafe.

Wir sträuben uns und haben es doch so gut,
Vorbei der Lärm, vorbei das geliebte Spiel,
Die Mutter aber weiß es besser,
Ruhet, so spricht sie, von Lebens Wirrnis. —

Drum tröst' dich, Lieber, tröst' dich und weine nicht,
Das Höchste ist es, was uns Natur verleiht,
Nach dieses Lebens schwerem Spiele
Ewiger, köstlicher Grabesfrieden". — — —

So sprachst du, aber ahnend den tiefen Sinn
Blickt' ich empor voll freudiger Dankbarkeit
Und küßte lang die liebe Hand dir,
Die mich so tröstend zu streicheln wußte...

Und nun — nun sitz ich hier an des Vaters Sarg,
Ein zitternd Schluchzen hebt mir die heiße Brust,
Wie unerbittlich ach der Tod dir
Ehernen Schlaf in das Antlitz zeichnet! —

Und sieh, indes ich sinnend des Trostes denk',
Den du mir gabst, vor ach wie so langer Zeit —
Da hör' ich deine leisen Worte,
Fühle die Hand, die mich tröstend streichelt,

Da hebt und senkt sich stiller die heiße Brust,
Da wird der Atem leicht mir und lang und tief,
Und ich erhebe mich, und aufrecht
Stehe ich da — und ich weine nimmer.

Grabschrift

Einst Form und Machtbegier und Lust,
Nun Lumpen, Knochen, Tand und Wust.

Aus Lebensfülle, Licht und All
Zum Nichts, zur Nacht, zum Staubzerfall.

Die Welt blüht fort in stetem Sein,
Die Welt ging hier zur Erden ein.

Theoboulos

Du aber findest nimmermehr die Wand
Und hoffst: dahinten tief da muß sie ragen,
Und läßt ihn durch das Unermeßne jagen,
Ihn, der sie ewig wegwischt, den Verstand.
Der aber ist wie Wüstensturm dem Sand,
Und in die Tiefe rückwärts stäubt die Wand,
Nach der du schlägst mit deiner Sehnsucht Hammer,
Ingrimmig und verzweifelt in das Leere,
Und fernhin tönt dein wildes Miserere,
Daß dieser Schläge grenzenloser Jammer
Vergeblich schwingt, den Haken einzuschlagen,
Der da zuhöchst und leuchtend möchte ragen,
Und so dem kleinen Ich es doch erzwinge,
Daß Welt und All am Gott herunterhinge!

Nirwana

Ringelrei, Ringelrei,
Alles fließt und fließt vorbei;
Schlecht ist gut und gut ist schlecht,
Knecht ist Herr und Herr ist Knecht,
Recht ist Unrecht, Unrecht Recht!

Ringelrei, Ringelrei,
Alles fließt und fließt vorbei;
Stumm ist laut und laut ist stumm,
Krumm ist grad und grad ist krumm,
Dumm ist weise, weise dumm.

Ringelrei, Ringelrei,
Alles fließt und fließt vorbei;
Weich ist hart und hart ist weich,
Reich ist arm und arm ist reich,
Ist doch alles, alles gleich!

Ringelrei, Ringelrei,
Fließ vorüber, fließ vorbei,
Sag ich, heiteren Gesichts:
Eines ist, und das ist Nichts!

Den beiden Großen zu Weimar

Und friert der Geist in öder Einsamkeit,
Und irrt ein schreckhaft grausames Wozu
Hinaus ins fühllos-fremd gewordene All,
Dann haftet endlich hilflos-müder Blick
An Euch, Ihr Beiden, die Ihr weltenweit
Getrennten Lebens endlich doch am Gipfel
Euch fandet, und mit heißer Inbrunst fleht
Das einsam trübe Herz nach Euch Gefährten!

Was bin ich, wie ich bin, wenn ungenützt
Die helle Lohe langsam in mir stirbt,
Der Nahrung bar, der gütig reinen Luft,
Die erst vermöchte himmelwärts zu tragen
Das Flackerlicht, das hier, im dumpfen Sein
Der schalen Umwelt, zu erlöschen droht...
Wozu ward mir der Geist so anders frei,
So höchstem Denken suchend zugekehrt,
Wenn nichts um mich ihn will, wenn überall
Abweisung, Haß und neidisches Mißgönnen
So trostlos niederdrücken reinste Glut. —

Auch Ihr rangt schwer, das Leben warf auch euch
Viel grobe Klötze hemmend in die Bahn,
Auch Ihr habt stolpern müssen, habt mit Not
Des Atmens Kraft noch grade aufgebracht,
Vorwärts den steilen Pfad hinanzukeuchen —
Nicht aber war um Euch die fürchterliche Mauer,
Die mich umragt und nutzlos jeden Schritt
Erscheinen läßt, nicht gähnte öde Leere,
Wie mich, Euch an, nicht waret Ihr verdammt,
Das Beste, Heiligste ein Leben lang
Versteckt zu halten teilnahmslosem Blick,
Gleichgültigkeit und schalem Alltagsvolk!
Mein Los jedoch — o wie beneid ich Euch —
War stets und ist: nie ganz Ich Selbst zu sein,
Nie ungehemmt des Geistes ewige Flamme
Erwärmend spenden Wärme-Dürftigen!
Die Zeitgenossen, die mein schweres Los
Mir zuerkannt, sie brauchen keine Glut,
Fernab dem Geiste kriecht ihr Leben hin,
Sie wollen nicht, sie hören mich nicht an..
Und unter kühlem Lächeln, heiterm Tun
Des Herzens, des Gedankens heißen Wunsch
Schlau zu verstecken, das ward mir zuteil!

Erbarmt Euch meiner, Ihr Verklärten, Großen,
Die stolz der Gipfel reinen Geists geeint,
Und schenkt mir die Gefährten meiner Art,
Daß endlich, endlich mir dies eine werde:
Ich Selbst zu sein mir aufgetaner Welt,
Die gläubig, froh den Schaffenden erhört.

Einem tauben Bildhauer

(Gustinus Ambrosi gewidmet.)

Du bist ein Kind und weißt die Wege nicht,
Die im verborgnen wandern die Genossen:
Du hörst nicht, und so bleibt dir unerschlossen,
Was heimlich einer seitwärts tut und spricht.

Und vor dem Gültigsten, dem Angesicht,
Hat nie dich das Erbärmliche verdrossen:
Du hältst ein Ewig-Menschliches umschlossen,
Ahnst nicht, was furchtbar-niedrig uns umflicht.

So wirst ein Grader du dein Ziel erreichen,
Wirst ganz du selber bleiben, ungebrochen,
Und wirst, ein Ganzer noch, am Ziele stehn.

Wir andern aber müssen Wege schleichen,
Wo uns der Mißgunst Dornen wundgestochen
Und können nur im Traum Uns Selber sehn.

Dreifacher Sinn

(Hans Strohofer gewidmet.)

Standen Dreie beieinander,
Ringsumher Gesprächsgemurmel,
Wirr und durcheinanderklingend;
Sprach der Eine — von dem Manne,
Der gerade obenauf war
Als Berühmtheit: —
„Ja, der kann es,
Denn er hat die Einflußreichen,
Denn er hat das Heer der Schreiber
Und die Masse der Philister,
Hat sie alle hinter sich!“

Sprachs mit jenem scheuen Blicke,
Den der Wilde haben mag,
Wenn er — selber nicht mehr gläubig —
Doch in ängstlich-weitem Bogen
Um den heil'gen Platz herumschleicht,
Wo der große Götze steht,
Vor dem alle betend knien.

Sprach der Zweite — und er sprach es
Stolzen Blicks und bittren Lächelns
Und mit hohngeschürzten Lippen:
„Ei, mir geht's ja auch nicht anders,
Denn auch ich genieß' den Anhang
Jener Mächte, wie das freie
Wild des Waldes! Das hat kläffend
Und in wilder Hatz ja auch die
Ganze Meute hinter sich!"

Sprach der Dritte — leise lächelnd
Und dem Zweiten mild-verstehend
In die finstern Augen blickend:
„Ja, so ist es; aber dieses
Sei ein Trost dem so Verfolgten:
Wer da lernte einsam schreiten,
Wer da wurde, was er ist,
Ohne jene Schreiberhorde,
Ja, gejagt, verfolgt von ihr,
Hat der nicht die ganze Meute
Doch am Ende — hinter sich?"

Dem neuen Freunde

(Mirko Jelusich gewidmet.)

Du kamst mir nah und drangst mit hellem Geist
Zum innern Kerne meines Wesens vor,
Drum will ich glauben, einmal wiederum,
Daß Freundschaft sei, auch über das hinweg,
Was Menschen scheidet äußeren Geschicks,
Was immer wieder — bittres Menschenlos! —
Sie häßlich auseinanderreißt und jäh
Aufgähnen läßt den Spalt von Ich zu Ich!
Wie schrecklich wirkt da Eitelkeit der Welt,
Ein Frauenbild, ein Streben Menschen zu,
Die neidisch einer nicht dem andern gönnt!
Der Blick, von scharfem Kenneraug' getan
In Schwäche, Ohnmacht und enttäuschten Stolz,
— Was nie der so Durchschaute mag verzeihn —
Und alles, was so köstlich Zwei verband,
Zerrissen, abgetan mit kaltem Grimm
Verletzten Hochmuts, aufgedeckten Seins ...

Das alles kenn' ich. Dennoch will ich traun,
Will einmal noch, der Freundschaft aufgetan,
Geborgen ruhn, nicht fürchtend den Verrat.
Denn keiner drang wie du mit heller Glut
Zu jenem Kerne meines Wesens vor,
Wo Geist und Herz ein ungetrenntes Eins.
Und wenn zwei Männer jenes Reine band,
Das schöpferisch sie heiß und ganz erfüllt,
Dann k a n n und s o l l und d a r f nichts Häßliches
Sie scheiden mehr ...

— — — so sei denn ausgelöscht
Des wachen Argwohns trübes Wissen mir,
So bind' ich mich an dich mit trautem Wort
Und biete, Freund, dir brüderliches Du! —

Einem modernen Dichter

Nur schwül und unklar formt sich Dein Gedicht,
Und jeglich Wort ist mystisches Symbol,
Zwar was Du sagen willst, verstehn wir alle wohl,
Doch sagtest Du es innig, klar und schlicht,
Es würde tiefer an die Herzen greifen...
Was Du empfindest, halten kannst Du's nicht,
Mühlsteinen gleich reiht sich Dir Wort an Wort,
Ein säuberliches Aneinanderschleifen!
Der Geist jedoch wird also fein gerieben,
Daß er zerstäubt, ein Windhauch trägt ihn fort,
Und von dem Mehle ist — so viel wie nichts geblieben!

Dein schwacher „Held", wahrlich, nicht jeder ist es,
Doch wer es sei, spricht klar aus Deinen Werken:
Das schriebst Du wohl, Dich selber recht zu stärken,
Denn glaub mir, jener Tor, Du selber bist es,
Der Du in jedem Werk vom Leben Dich entfernst,
Und nie den rechten Sinn des rechten Lebens lernst,
Ein Irrender, der nur das Leben ahnt
Und es zu leben weiß, erst wenn der Tod gemahnt,

Ein Einsamer hinwandelt im Gewühle,
Nur irr und wirr nachträumend die Gefühle,
Die sich den Lebenden in vollen Farben zeigen,
Der dort, wo selber er nicht mitempfindet
Ein „Künstler“ wird und „formgewandt“ und „eigen“!
Und wenn Du glatt Dich durch die Sprache windest,
Hinfaselnd so das Sinn- wie das Gedankenlose,
Ist alles, was Du sagst, voll Selbstbetrug und Pose,
Und so bleibst Du zumeist bedeutungsreich und
mystisch,
Bist äußerst rätselhaft nnd symbolistisch
Und mußt Dir so den Weg mit Mühe bahnen
Durch Wurzeln, Strauchwerk, Schlinggewächse,
Gräser!
(Selbst du wirst, was ich meine, schwerlich ahnen!)
Es ist: Verstand, Gefühl, Herz und Geschmack der
Leser! —

Dichter und Kritiker

Einstmals
Da ging es so zu, wenn ein Dichter kam:
Die Menge harrte ungeduldig seiner
In einem weiten, reichverzierten Raume,
Und aller Augen waren voll Erwartung
Auf eine große Doppeltür gerichtet,
Die, fest verschlossen, des zu warten schien,
Der sie dem Dichter öffne, daß er seinen
Triumphzug halte in den weiten Saal! —
Und plötzlich geht sie auf und es erscheint
Ein Diener einfach angetan und schiebt
Weit auf die beiden Flügel, bückt sich tief
Vor einem, der herannaht, zündet Licht,
Daß der nur recht im vollen Glanz erscheine,
Tritt dann mit einer Handbewegung, die
Bescheiden-ehrfurchtsvoll den Weg bezeichnet,
Beiseite und verbeugt sich nochmals tief,
Und dann verschwindet er und der tritt vor,
Des schon die Menge ungeduldig harrte!

Nun, heutzutage
Geht's anders zu, zwar ist's derselbe Saal,
Doch schlecht gefüllt, die Leute sind zerstreut,
Nervös und ärgerlich und achten kaum
Der schweren Tritte, die den weiten Raum
Erdröhnen machen; erst als krachend beide
Türflügel auf sich tun mit einem Ruck,
Da sehn sie hin, gespannt, was kommen mag.
Und sieh, es tritt ein Mann hervor; sein Anzug
Ist reich verziert, voll Flitter, Gold und Bändern,
An seinen Fingern blitzen große Ringe,
Die er voll Selbstgefälligkeit zur Schau trägt.
Mit einem langen Tambourstabe klopft er
Dreimal voll Kraft und Schwung und brüllt dazu:
„Gebt acht, ihr Leutchen, blickt mit Ehrfurcht her,
Denn Ich bin da, der hochberühmte Mann,
Und Ich bin's, der Euch einen Dichter vorführt,
Den Ich entdeckt hab', Ich nur ganz allein,
Ich, den man weit und breit zu preisen weiß!
Und Ich will auch so freundlich sein und gnädig,
Was Ihr ja doch mit Euren kleinen Hirnen
Nicht fassen könnt, Euch so, wie Ich es sehe,
Recht zu erklären!" — spricht's und jedem „Ich"

Folgt wuchtig nach ein dröhnend-lauter Schlag
Des Tambourstabes; und die Menge wartet
Und schaut erstaunt und sieht noch immer nichts,
Nichts als den feisten Mann und wundert sich
Und schaut und schaut .... bis daß es plötzlich einem,
Der längst mit unzufried'nen Mienen dasaß,
Zu dumm wird und er ärgerlich emporruft:
„Dich haben wir bereits genug gesehn,
Zeig' uns doch endlich Deinen neuen Dichter!"
„Ja so," spricht unser Dicker, „richtig, ja!
Das hätte ich beinahe ganz vergessen!"
Und gnädig tritt er seitwärts — doch was muß
Die hocherstaunte Menge sehn — dahinter
Da steht etwas, kaum weiß man's recht zu nennen,
Und kaum mit freiem Auge zu erkennen, —
Ein kleines, schäbiges, verwachs'nes Wichtlein!!
Und alles staunt, doch merklich eingeschüchtert
Von jener prächtig aufgerichteten Gestalt,
Die mit huldreichem Imperator-Lächeln
Dem kleinen Ding, das sich verkriechen möchte,
Zur Seite steht, und nur der Eine, der
Den Dickwanst angerufen, macht sich Luft
In einem lauten, höhnischen Gelächter! —

Ja, so geht's heut; doch wahrlich wenn einmal
Der Rechte käme, ei, der möcht' wohl nicht
Viel Federlesens mit dem feisten Lümmel,
Der vor ihm herscherwenzelt, machen, nein!
Ich glaub', der träte selber vor mit Macht
Und gäbe jenem prahlerischen Tölpel
In seine Rückfront einen guten Tritt,
So daß er polternd seitwärts kollerte,
Dann schleuderte mit eigner Hand er wohl
Der Menge seine reichen Gaben zu,
Blickte hernieder auf den wirren Haufen
Und — wendete sich um und ging und lachte!!

An den Dichter des „Rautendelein"

Viellieber Freund, ich ließ in einem Zug
Dein schwer Geschick an mir vorübergleiten,
Geliebt hast und gelitten du genug
In Daseins Süßen, Daseins Bitterkeiten!

Du lebtest! und was dein Rautendelein
An Lust und Leiden über dich ergossen,
Das machte alles wahre Fühlen d e i n,
Kein pochend Herz bleibt fürder dir verschlossen!

So bist du zum Erkenner ausersehn,
Der Menschheit Herzschlag mag dich ganz durch-
wallen,
Und was dir Unverwindbares geschehn,
Gab dich dir selbst und gibt dich so uns allen. —

So deutend, klügelnd sagte ich mir's vor. —
Und doch: Was soll dies nichtig-leere Trösten,
Rückkunft des Glückes, das er, ach, verlor,
Wie heilsam wär's dem Ewig-Unerlösten!

7*

An Frau Anna vom Rath

(Nach meinem Vortrage: „Geist und Leben")

Ein fertig Wort, wie spricht sich's rundgedrechselt,
Volltönend, laut, genau und reichgeziert,
Wer's meistert, wird mit jenem leicht verwechselt,
Dem freier Strom ein lebend Wort gebiert;

Da aber heißt's: gehorsam sein dem Rauschen,
Das zögernd, stoßweis aus der Tiefe quillt,
Da heißt's der eingebornen Stimme lauschen,
Die nur ertönt dem klargeschauten Bild!

So ging denn manche Silbe mir verloren,
Und ungewohnt erklang im deutschen Nord
Des Österreichers Kehllaut, fremd den Ohren,
Und unverstanden blieb manch gutes Wort...

Dies war's, was viele voll Bedauern fanden,
Auch Du! — da aber hat's mich kaum gestört:
Du hast mich nicht, wir haben uns verstanden,
Denn sieh', ich weiß — Dein Herz hat mich gehört!

Das Eine

(Für Engelbert Pernerstorfer)

Gemeinsam allen Landen
Ist ein vermittelnd Band:
Du hast mich stets verstanden,
So wie ich Dich verstand.

Der Gegensatz verschwindet
Den die Partei benennt,
Der reine Geist verbindet,
Dort, wo die Meinung trennt!

Im ewigen Bereiche
Gibt's nur ein einzig Reich:
Wir denken nicht das Gleiche,
Und doch — wir denken gleich!

An den Verfasser von „Huttens letzte Tage“

Mein Conrad Ferdinand, Du teurer Mann,
Wo treff’ ich heute Deinesgleichen an?

Wohin entschwand des Meisters herbe Kraft,
Die helle Glut verhaltner Leidenschaft?

Des vollen Wohllauts flutender Akkord,
Des Geists Unendlichkeit in knappem Wort,

Dein Gleichnis, fassend Lebens tiefsten Sinn!
Ach, spurlos schwand ein reicher Schatz dahin.

Verloren ging des Dichters hohe Kunst,
Für klares Schaun Verwirrung, Nebel, Dunst!

Das Bild, das Dir im Wort zum Lichte drang,
Entfloh, und also ward das Wort zum Klang...

Wo Dir so schlicht sich Satz zum Satze fügt,
Da wirbelt es und lärmt es, schwatzt und trügt.

Dir dämmt dein Werk des Geistes einend Band,
Heut überflutet’s — und verrinnt im Sand...

Schal ward die Kunst, erbärmlich, leer und klein,
Zu ödem Können fehlt Dein volles Sein.

Dir, Meister, sei der ewig-grüne Kranz.
Schenk Deine Kraft und schaff' uns Halbes ganz!

Ein Testament

Die Kunst erstirbt mit allem großen Fühlen
In dieser Zeit des Flachen und Banalen,
Und auch die Liebe welkt mit ihr dahin,
Denn wär' es Liebe, was die Menschen heute
Zusammenführt zu kläglicher Gemeinschaft?
Dies bißchen Glut, geborgt von Väterliebe,
Genährt von Jugend und Begier und Reiz,
So wechselnd wie der Regen im April,
Dies wäre Liebe? — — — Nein, die Liebe stirbt,
Und alles Große, Stolze, Ungeteilte,
Das einstens Menschenherzen weit enthob
Dem schalen Alltag, alles große Fühlen
Mordet die Zeit, die nur das kleine nährt ...
So dacht' ich stets, und dieses Krieges Qual,
Die soviel Sehnsucht aufgeschürt, zur Glut
Entfacht und dann verlöscht hat mit dem Licht
Des Lebens — sie auch zeigte wenig nur
Vom einstig ungeteilten großen Fühlen.

Da traf ich Eine, deren Liebster fiel ...
Und lernte anders denken, tief ergriffen

Und reich beglückt, daß Liebe ewig lebt ...
Zwei hatten sich gefunden, urgewaltig,
Zu tiefem Einklang: Reiteroffizier
Er, zwanzigjährig sie! Beim ersten Blick,
Der beide einte für ein ganzes Leben,
Da wußte er: sie oder keine mehr,
Da fühlte sie es: dieser oder keiner!

Und wurden eins, und lebten so verbunden,
So selig-innig durch fünf volle Jahre,
Daß nicht ein Tag die Glut zu kühlen wußte,
Daß keine Stunde ohne Zärtlichkeit,
Kein Anschaun beider ohne Glück verstrich.
O heilige Liebe! Menschen mäkeln dich,
Wenn nicht der Staat, die Kirche nicht den Segen
Gesprochen hat! Und sollten alle Glocken
Hell läuten, wenn so zwei vorübergehn,
Und sollte Festtag sein in der Natur,
Und sollte jeder Blick sich froh verklären,
Trifft er auf solch beseligt Menschenpaar!
O heilige Liebe, seltenstes Juwel,
Mißachtet, nicht gesehn vom blöden Blick
Des Menschen, der sein Paradies verlor. — —

Es kam der Krieg ... und er zog fort von ihr
Und wollt' so gerne, kehrte er zurück,
Vor aller Welt den seltnen Bund bekennen
Und ließ der Liebsten, die ihm hing am Hals,
Wortlos und klaglos, voll von jenem Weh,
Das unbeschreiblich, stumm und bar der Tränen,
Ein Blatt zurück: es war sein Testament ...
Da löste sich der ungeheure Schmerz,
Und eine bittre Tränenflut benetzte
Das Blatt, das schluchzend sie beiseite stieß,
Die doch vom Tod, vom Tod nichts wissen wollte ...

Und er ging fort, das Schluchzen niederringend,
Das ihn, den harten Mann zu lähmen drohte,
Und zog ins Feld und sandte kurze Grüße,
Nicht Worte viel, nur wie sie jeder schreibt,
„Mit Gruß und Kuß" und lag doch eine Welt
In jedem drin, die Welt in seiner Brust,
Die ihr gehörte, seiner einzigen Frau. —

Sie aber lebte fort, so wie man lebt,
Wenn Luft und Licht und Wärme fortgezogen,
Und nur der Abglanz einst gelebter Tage
Die Stunden mit geborgtem Schein verklärt,

Und zagem Hoffen: ob er wieder kommt?
Gibt's ein Gebet, ein zitterndes Ersehnen,
Sie rief's empor in wortlos bittrem Flehn,
Gibt es ein Leid voll finsterstem Verzagen,
Sie hat's gekostet, wenn die Grüße fehlten,
Wenn Kriegsbericht von Feindesüberfall
Des Liebsten neue Fährnis melden mochte!
O diese Stunden einsamsten Verschmachtens,
Verzitternd irren Glaubens, zagen Hoffens,
Wer zählt sie, mißt sie, wägt sie wertend ab,
Sie hinzubreiten einem höchsten Thron?
Wohin entschwebt die Seelenopferglut?
O Menschenherz in deines Fühlens Kraft,
Bleibt sinnlos all dein heiliger Überschwang?

Und er kam wieder, war verwundet, leicht!
Und lachend, weinend trat er ein bei ihr,
Die Brust geziert mit dem rot-weißen Band,
Arm in der Binde und das Herz so voll
Von Glück, vom Glücke: ich bin wieder da!
Was sollen Worte? Ließe sich's umschreiben,
Was beide fühlten, sitzend Hand in Hand,
Im einsgewordenen Ineinanderschmiegen,

Aug' tief in Aug' getaucht und Seel' in Seele? ...
Und besser ward ihm sichtlich Tag für Tag,
Die Kräfte strömten zu von ihr zu ihm,
Von ihm zu ihr in seligstem Beglücken,
Und nach vier Wochen stand er frisch und heil
Und mußte scheiden — wieder an den Feind!

Und wieder Angst und Qual und zitternd Warten,
Und wieder Liebesgaben viel verpackt
Und schlichte Worte voll von jenem einen
Unteilbar-unverlierbaren Gefühl,
Daß keine Worte sucht und keine findet!
Doch aber hoffnungsreicher, gläubiger getragen
Ward diese Zeit von beiden, denn das Bild,
Das herzbefreiende, das eine Bild:
Er tretend in die Tür, zwar siech und wund,
Zwar müden Lächelns, aber lebend, lebend! ...
Dies Bild verließ sie nicht, gab ihnen Kraft
Und Glauben, der die Finsternis erhellt
Der Zukunft, die mit jedem neuen Tag
Doch alles Licht jäh auszulöschen droht. — —

Und als nach einem Jahre wieder er
Ins Zimmer trat, nein, humpelte am Stock,

Da war's ein jauchzend-schluchzend Hauchen nur
Von ihrem Mund: „O Gott, ich hab's gewußt,
Ich hab's gewußt, daß du mir wiederkommst.
Mein warst du, bist du, wirst du ewig bleiben."
Was schadet's, daß der Liebste mühsam hinkt
Am Krückstock, daß er abgezehrt und bleich,
Die Liebe siegte, alles überwindend,
Und würde siegen über Raum und Zeit
Und Kampf und Fährnis, dieses wußte sie,
Wußte es nun in felsenfestem Glauben,
Der unerschütterlich emporwuchs, da
Von Tag zu Tag, von Stund zu Stunde sichtbar,
Der Liebste ihr genas, schon nach zwei Monden
Aufrecht und stark sie in die Arme schließend,
Von neuem heil durch Wunderkraft der Liebe.

Und da die Trennungsstunde wieder schlug,
Da der Genesene zum Abschied wieder
In wortlos langem Kuß ihr lag am Herzen,
Da hat sie nicht geweint, nicht mehr gejammert,
Da strahlt todüberwindend tiefer Glaube
Aus ihrer Augen heißverklärtem Leuchten:
„Nun weiß ich's gut, du kommst mir, Liebster, wieder,

Gott hat dich mir bestimmt, Gott will es so."
Und tapfer niederkämpfend wehes Schluchzen,
Das doch das Herz, das zage, droht zu sprengen,
Eilt sie zum Schrank und greift nach jenem Blatt,
Dem Testament, und zieht den Liebsten fort
Zur Ofenglut, und fest an ihn geschmiegt
Wirft sie das Blatt ins Feuer, wirft befreit
Aufatmend dann sich wild an seine Brust:
„So, Liebster, so, jetzt ist mir wieder wohl,
Jetzt spricht nichts mehr vom Sterben kalt zu mir
Aus harten Worten, die mich bös bedrohn,
Jetzt bist du mein, du bleibst es und du lebst!"
Und wie er leidenschaftlich ihren Leib umfängt —
Da lacht sie, schluchzt sie, lacht an seinem Halse,
Winkt tapfer, aufrecht ihm mit lieber Hand
Den Abschiedsgruß, und Zuversicht und Mut
Strömt ihm von ihrem gläubigen Lächeln zu! ...
Und so, das Bild des zweimal Heimgekehrten
Sich wie ein Amulett vor Augen haltend,
Das man in tiefster Not umklammernd hält,
So zwang ihr brünstig tiefer Glaube stets
Die Furcht hinab; er wird mir wiederkommen,
Er muß! ... so lautet die Beschwörungsformel,

Die finstre Mächte siegreich niederringt ...
Und tapfer-lächelnd, aufrecht schritt sie hin
Durch dunkle Tage, die ihr Mut erhellte,
Ihr Glaube füllte, noch als das Entsetzen
Sie fassen wollte, als es hieß: „Vermißt!"
Noch da die Zeit verstrich im Ungewissen,
Im tödlich leeren Nichts, da jede Kunde
Und jedes Hoffen schwieg, da Kameraden,
Zurückgekehrt, ihr nichts mehr melden konnten,
Da auch aus Feindesland der Hoffnungsschimmer,
Der letzte wich, der hieß: „Gefangenschaft".
Und wie ein Quell im Wüstensand versickert,
Und wie ein Licht im leeren Raum verlischt,
So brach ihr Herz im leeren Nichts zusammen!
Und haltlos, morsch einsinkt es und zerbröckelt
Zu wüstem Schutt, was einst als Dom geragt,
Der gläubig-suchend zu den Sternen wies ...

Und also blieb das kindlich-gläubige,
Das heilige Opfer nutzlos dargebracht,
Und sinnlos ward der hoffende Verzicht
Auf Weltengüter, die ihr nichts bedeuten,

Ihr, die nun stolz verabscheut und verschmäht
Gewinn, erwachsen aus des Liebsten Tod! ...

Ein Aberglaube .. wägt der kühle Kopf,
Ein töricht Zittern vor erstarrtem Wort ...
O heilige Scheu, o gläubiges Verketten
Des Menschenhoffens mit dem Lauf der Welt,
Der, blindlings waltend, aller Wünsche spottet...
Denn mag's vielleicht nur dies gewesen sein,
Nur Unverstand dem herzlos kalten Blick, —
Daß heut noch solch ein Aberglaube lebt,
Daß solcher Unverstand noch diese Welt,
Die klugverständige mit Himmelsschein
Erhellt, das kündet laut: Noch fühlt die Welt,
Noch schlägt das Menschenherz so stark wie einst,
Noch starb die Liebe nicht, die totgeglaubte,
Und noch ist dieses Leben lebenswert!

Auf den Tod des Botho Siegwart Grafen zu Eulenburg

Verwundet bei Lecky am 9. Mai. Gestorben
in Laslo an seiner Wunde am 3. Juni 1915

O Deutschland!
Noch weißt du nicht, was dir verloren ging!
Wie ist doch alles Große längst vollbracht,
Steht sichtbar, fertig da, noch eh' die Welt,
Die langsam-zögernde, es mag verstehn!
O Siegwart Eulenburg, wir kannten dich,
Wir wußten es, beim ersten Flackerschein,
Der deiner, unsrer Heimat Haus umloht,
Du würdest ausziehn in den heiligen Kampf!
Denn wer aus deinem Munde je vernahm
Der Töne heldisch-heiße Flammenglut,
Wenn du dein Werk im eigenen Gesang
Mit eigner Hand entlockt dem Instrument,
Daß die Heroen-Tonwelt deiner Brust
In mächtigen Wellen uns auch ganz durchdrang,
Wer dies vernommen, wußte allzu wohl:
Den Feuergeist, der dieses Herz erfüllt,
Den duldet's tatenlos nicht fern vom Kampf . . .
Und da der Krieg entbrannte lichterloh,

Du warst zur Tat bereit und stiegst zu Pferd
Und rittest in den Feind! Du Fahnenjunker,
Der eben noch im trauten Reich der Töne
Fernab der Welt sich tief in sich verlor...
O Deutscher Helden-Künstlergeist, wer kennt
Dich nicht, und wie einst Volker von Allzey
Die Fiedel sinken ließ und griff zum Schwert
Mit Nibelungen-treuer, starker Hand,
Um nächstens dann den Seinen aufzuspielen,
So tatest du auch: Wenn die Nacht erglomm
Zu kurzer Friedensrast und zahllos-licht
Die Sterne überm Lager tröstend standen,
Dann tönte aus Soldatenkehlen voll
Und mächtig Chorgesang, dem du gebotst.
Und ragt' ein Kirchlein wo in Feindesland,
Du stiegst empor zur Abendfeierstunde
Und heiliger, deutscher Orgelklang entquoll
Dem dunklen Bau, durchbrochen vom Gesang
Deiner Soldaten .. und sie liebten dich,
Die dir gehorchten und die dir befahlen,
Sie alle, alle, wie wir dich geliebt...

Und dann, als es dein Feldherr so gebot,
Stiegst du vom Pferd und griffest zum Gewehr.

Und schrittest mit den Deinen treu und fest
Dem Feind entgegen in das Kugelsingen...
Und da geschah's: die blinde Kugel traf
Und streckt' dich hin... und fern von allen denen,
Die du geliebt, starbst du im Lazarett,
Du Tönender, den stumm-gefaßten Tod.
Doch wer der Leutnant war, der da verschied,
Ihr wißt es nicht, die trauernd ihn umstandet...

Einst aber, wenn der Waffenlärm verklang,
Wenn Menschengeist sich wieder regen wird
Im Deutschen Land!.. o dann soll uns erklingen
Dein Heldenlied, das du gesungen hast
Dem längst entschwundenen Volke der Hellenen!
Und was, verarmten Geists und lauen Sinns,
Vor dieses Weltkriegs herzaufrüttelndem Brand
Wohl kaum der Spätgeborne hätt' erfaßt —
Das wird nun, angefacht und aufgeregt
Von eigensten Erlebens Mitgefühl,
Das ganze große deutsche Volk verstehn!

Noch aber weißt du nicht, was dir verloren ging,
O Deutschland!

8*

An die deutschen Stammesbrüder der baltischen Provinzen

Nun hebt ein fürchterliches Ringen an,
Ihr deutschen Herrn, drum fasset raschen Plan.

Nun droht der Ansturm der Tatarenbrut
Wider der Brüder stammverwandtes Blut.

Nun prüfet euch in Herz und Mark und Sinn:
Wo sollt ihr nun, ihr deutschen Ritter, hin?

Wollt rechten Ernstes ihr im Kampfe stehn,
Wo Rußlands Fahnen beutegierig wehn?

Wollt ihr wahrhaftig heben Hand und Wehr
Zur Kainstat an deutschem Brüderheer?

Wollt wahrlich ihr, in deren Adern kreist
Das deutsche Blut, der deutsche Heldengeist,

Euch unter jene Menschheitsknechter reihn?
Besinnt euch! Laßt euch warnen: haltet ein!

Die ihr als Feldherrn führt im Russenland
Die Feindesheere — Schimpf euch, Schmach und
Schand,

Wenn ihr nicht aufsteht, einig wie ein Mann,
Erwacht, erlöst von tödlich-starrem Bann!

Auf, Brüder, auf! Hinweg den falschen Bund,
Besinnt euch auf euch selbst in letzter Stund',

Wir rufen euch bei euren Namen an,
Ihr deutschen Herren alle! Hört uns an:

Ihr Dalwigk, Hoven, Uexküll, Behr und Galen,
Ihr Wrede, Sternberg, Lieven, Borch und Pahlen,

Ihr Anrep, Recke, Lambsdorf, Keyserling,
Denkt von der Väter Ruhm ihr so gering,

Daß euer einer jämmerlich vergißt,
Was er dem eignen Wappen schuldig ist?

Er, dessen Ahnherrn stritten siegbewußt,
Das Balkenkreuz auf weißumwallter Brust,

Bis sie, ein Häuflein deutscher Ritterschaft,
Ein fremdes Volk beherrscht mit Heldenkraft,

So daß in Knechtschaft durch vielhundert Jahr
Es deutschem Geist vasallenpflichtig war?

Und nun, da, die euch boten Dienst und Fron,
Zur Macht gelangt, das deutsche Land bedrohn,

Nun dient ihr denen, die euch untertan
Dereinst gewesen? Fürchterlicher Wahn!

Und mag euch locken Hof und Zarengunst
Und Rang und Titel — fort mit eitlem Dunst!

Verlernt es nie und bleibet, was ihr seid,
Besinnt euch auf euch selbst — noch ist es Zeit!

Vielleicht, daß ihr aufschreckend endlich spürt:
Adel ist nur ein Adel, welcher führt!

Adel hat nur, wer sich zutiefst empört,
Wenn dort er steht, wo er nicht hingehört!

Und adlig seid ihr nur wahrhaftig dann,
Wenn ihr marschiert dem eignen Volk voran!

* * *

Doch du, Germanenvolk im fernen Gau,
Wie unser strahlt dein Auge deutsch und blau,

Wie uns wallt dir das Haar so frei und licht,
Wie uns steht dir der Geist nach Recht und Pflicht,

Wie uns erklingt auch dir so lieb und traut
Das gleiche Wort, der gleiche Heimatlaut,

Wie unser schlägt dein Herz so treu und gut —
Kein Zweifel: du bist Blut von unserm Blut!

Wie? Fühlst du nimmer all der Leiden Last,
Die du jahrhundertlang getragen hast?

Wie ward dein Sein und Fühlen unterdrückt,
Dein eigen Wesen kläglich dir zerstückt!

Sie wußten es, wo deine Macht sich barg:
Dein Luthertum, dein Glaube hielt dich stark!

Sie wußten wohl: dein bester Schutz und Hort,
Das war und ist das freie deutsche Wort!

Sie wußten gut: dir ruht die tiefste Kraft
Im reinen Geiste deutscher Wissenschaft!

Und also ward dein Priester dir verbannt
Durch Hinterlist fern nach Sibiriens Land.

Und also litt Despotenwillkür nicht,
Daß deine Jugend deutsche Laute spricht.

So ward dein Wesen slawisch dir verzerrt,
Die Schule deinen Söhnen frech versperrt,

Und deine deutsche Universität,
Die dir in Dorpat altehrwürdig steht,

Weithin gepriesen, lehrend heiliges Recht,
Ward ausgeliefert feilem Zarenknecht.

Du aber, Schritt für Schritt zurückgedrängt,
Vom Wall der Slawen furchtbar eingeengt,

Kamst nun dahin, daß du beinah vergißt,
Wie sehr du schon dir selbst entfremdet bist.

Nun aber nimmt dein Schicksal neuen Lauf,
Ein Weckruf gellt durchs Baltenland: Wacht auf!

Tut jeder treulich als ein deutscher Christ:
Gebt nicht dem Zaren, was des Kaisers ist!

Und rüstet euch zu rascher Heldentat,
Und wißt: Es gibt nur einen Hochverrat,

Den Hochverrat an eigenster Natur!
Und also tretet an zu heiligem Schwur:

‚Wir wollen nimmer heben Hand und Wehr
‚Zur Kainstat an deutschem Brüderheer!

‚Wir schütteln ab verhaßtes Slawenjoch,
‚Wir waren Deutsche und wir sind es noch!

‚Wir wollen zu den deutschen Brüdern stehn,
‚Mit ihnen siegen — oder untergehn!‘

So laßt uns streiten, Brüder, Herz an Herz,
Und eine Volksglut lodre himmelwärts!

Das Neue Österreich

Zum Titel einer neuen Zeitschrift.

I.

O schönes Wort! o häßliches Verwenden!
Die alten Herrn, die alternden Ideen
Vermeinen, auserlesen, zu erstehn,
Dieweil im Krieg viel gute Männer enden!

Und wie da Krüppel, die mit geilen Händen
Und heißen Blicken nach den Weibern spähn,
Sich als Eroberer spreiten frech und blähn,
Bereit, die unverteidigten zu schänden,

So lüstet's euch nach unsrer Austria!
Ihr wähnt die vogelfreie zu ergattern,
Das alte Österreich sei wieder da!

Und daß, da rings um uns die Schüsse knattern,
Dies grenzenlose Unheil nur geschah,
Daß euren Siegen unsre Fahnen flattern!

II.

Ich aber sag euch: Nein! nicht soll's geschehn,
Nicht ihr sollt den verjüngten Leib umfangen!
Wofür Vieltausende verblutend rangen,
Ist nicht, daß schwarze Banner uns umwehn!

Hat dieser Kampf ein einig Land gesehn,
So wollen wir als Siegeslohn empfangen,
Daß, blutgedüngt, befreite Saaten prangen:
Ein wahrhaft Neues soll uns auferstehn!

Der deutsche Geist soll einziehn in den Landen,
Die allzulange slavisch-wirr und -weich
Im Banne allzuvieler Mächte standen!

Loht erst der Geist im heimischen Bereich,
Dann wird all eure Greisengier zuschanden,
Dann blüht fürwahr ein Neues Österreich!

Zum Tode Heinrichs von Kleist (21. November)

(Eine Antwort auf des Dichters Robert Hohlbaum gleichbetiteltes Gedicht)

„Sie töteten den Geist“ — wie sprachst du recht,
Brandmarkend Pharisäertum der Leute,
Doch Freund, was war, nicht anders gilt es heute
Von unsrem gottverlassenen Geschlecht,

Da emsig jeder Schmierer sich erfrecht
Das Volk zu ködern als willkommne Beute,
Dieweil sich's nie an reinem Trunk erfreute,
Und nur an eklem Fusel sich bezecht!

Verkündet sei's zur gleichen Trauerstunde:
Der frische Quell muß nach wie vor versiegen,
Der Großen Los blieb das von Heinrich Kleist!

Heut mehr denn je geht sieglos er zugrunde,
Heut mehr denn je wird er zu tot geschwiegen
Heut mehr denn je verkommt der reine Geist!

Die Visionen

des

Arthur Wilhelm von Retzenau

Mahnung zur Frömmigkeit

So laßt gelassen uns vorüberschreiten,
Wenn leeren Schalles Aufruhr uns umfängt,
Wie Schwäne, die durch gelbe Wasser gleiten,
Indes das Schilf im leichten Winde hängt;

Und wissen wir dem Angesicht zu wehren,
Das einsichtsvoll doch klagend zugewandt
Uns mit des Auges irrem Glanz gebannt,
Dem irren Glanz, der Tiefstes möchte klären,

Dann haben wir ein dauernd Licht gewonnen,
Und alle Furcht ist leblos, ist entfernt,
Es steigen auf die nie entschwundnen Sonnen,
Es schweigt der Tod und alles ist erlernt,

Was Größe ist und was wir dauernd brauchen!
Denn dieses bleibt und bleibt uns voll und ganz:
Im Angesicht der Sterne milder Tanz
Und alle Opferfeuer, die verrauchen! —

Schnee

Langsam, lind und leise fällt er
Dicht und schwer und sammetweich,
Und die Luft wird stummer, kälter,
Licht und Form wird unbestimmt,
Und die Welt wird weiß und gleich,
Bis das All im Nichts verschwimmt

Die Wahnsinnige

Und so ward sie starr und starrer,
Und der Blick verrann in Fernen,
Doch aus irren weiten Sternen
Lugt sie hell, und sonderbarer

Hebt sie langsam lange blasse Hände,
Und es zuckt die sehnsuchtsschwangere Lende ...
Wie die Bäume trankesbang erzittern
Nach den fernen, lockenden Gewittern ...

Der Gefangene

Alles ist so öd und nah,
Was er durch viel hundert Tage
In der kalten nackten Zelle sah,
Und er trägt es ohne Klage.

Aber wenn an kleinen Gitterfenstern
Wolken wallend leis vorüberschweben,
Zuckt in ihm das märchenweite Leben,
Und erschauernd greift er nach Gespenstern . . .

Klage

So aber mußt du stets und neu erfahren,
Daß alles Sein verderbt ist und verworren,
Und daß die Keime schonungslos verdorren
In schmerzgeprüften einsam leeren Jahren.

So fandest du an allen Schicksalsbahren
Noch immer düster eingehüllte Worte,
Die dir als wie, aufkreischend, eine Pforte,
Des Lebens Unzerstörtes offenbaren!

Dann aber stehst du dort, wo keiner stand,
Und fühlst dich irr und glaubst dich fortgerissen,
Verloren jedem menschlich frohen Band;

Was bleibt, ist schlangenkaltes Weh und Wissen,
Vor dir des Abgrunds jäher, steiler Rand,
Und hinter dir ein Meer in Finsternissen . . .

Resignation

Ach, es rinnt als wie von Wellen,
Wenig Trost und wenig Frommen,
Und die Wirkungen zerschellen,
Wie von tausend Wasserfällen
Eingeengt und tief beklommen.

Doch des Herzens leises Beben
Ist vergeblich und verloren,
Und in jähem Widerstreben
Droht ein Sich-von-hinnen-Heben
Hoffnungslos und nie geboren!

Immer zu! Die Welt wird enger,
Lauter Ruf zieht weit von hinnen,
Fassungsloser, aber strenger
Hüllt die Ahnung ihren Sänger
In ein letztes Selbstbesinnen . . .

Wandlung

Alle waren wir bewegter,
Und es griff das Ungemeine
An das Herz, das ahnend-reine,
So wie Furchen eingelegter
Ruder in des Teiches Glätte . . .

Aber ach, was ist geblieben?
Offenes ward tief versteckt
Und Gefühltes überdeckt,
So wie holder Leib im Bette
Von des Linnens Überzug . . .
Einstens konnten wir noch lieben,
Überwallend, reich, genug,
Um uns ganz mit Licht zu füllen — —
Aber sorgsam, neidisch hüllen
Wir uns heut in dichte Falten,
Und die Wissenden, die Alten,
Sehen keine Leuchter funkeln:
Abgetrennt, als wie von dunkeln
Heuschreckschwärmen dicht umflogen,
Sehn die Müden keine Weiten

Mehr und keine Ewigkeiten,
Totgebrannt und ausgesogen
Wie vom Trinker eine Schale;
Und du staunst: mit einem Male
Ist sie leer, hebt kühn gebogen
Keiner Fülle sich empfangend,
Dürstend bist du und verlangend,
Aber glänzend, glatt und leer
Klafft sie, und du trinkst nicht mehr . . .

Alle waren wir bewegter,
Und es griff das Ungemeine
An das Herz, das ahnend-reine,
So wie Furchen eingelegter
Ruder in des Teiches Glätte . . .

Die Landkarte

Da hängt die Karte ruhig an der Wand,
Das Bild der weiten, vielbewohnten Erde,
Und dieses: nur Papier, nur aufgespannt
Auf eine schlichte Wand
Zeigt doch, als wie die Flamme auf dem Herde
Das Angesicht der ganzen Erde!
Ich heb den Blick und hab sie so vor mir!
Und ahne all die Unermeßlichkeiten,
Und dieses Schlichte, dieses Stück Papier
Führt doch mein Auge deutend durch die Weiten,
Und alles: Städte, Urwald, Teich und Wüste,
Marktschrei und Kampf und totenstille Küste,
Die Formen, Farben, ungezählte Weiten,
Sie schreien auf, ich habe sie vor mir!! —

Und ist doch nur an kahler Wand
Auf graue Leinwand aufgespannt
Ein Gleichnis nur, ein Umriß, ein Papier . . .

Die Lampe

Wie strahlt dein Leuchten milde Lobgesänge,
Und hebt mich fort aus irdischem Bedrängen,
Hinweg aus Daseins öden Klostergängen,
Wo Kälte hockt und schwarze Not und Strenge . . .

Wenn aber nach des Tages Handgemenge,
Nach des Betriebes Durcheinanderzwängen,
Sich Mühsal und Verdruß an Fersen hängen,
Empfängt mich tröstend meines Hauses Enge:

Dann leuchtest du auf träumerischen Pfaden
Durch aller Lande blütenfrohe Pracht,
Dann strahlen nieder alle Himmelsgnaden,

Und deine Glut, die sich in mir entfacht,
Hat selig mich, den Seligen, gehalten;
Und Frieden hüllt mich ein in seidne Falten . . .

Lilien

Wie steht ihr schlank und engelgleich umrandet
Und hüllt euch tief in Scham und Schicksal ein,
Wie seid ihr weiß und so wie Worte rein
Von einem Kind, in leichtem Flor gewandet . . .

Das Leben, das in fernen Tiefen brandet,
Ist ohne Sinn . . . Ihr laßt es nicht herein,
Und wo die sanften Blüten niederschnein,
Da ist's, wo leise, scheue Sehnsucht landet . . .

So haltet ihr das Wollen ganz gefangen
In eurem Reiz, der keusch ist, streng und mild;
Es schlummert sacht begehrliches Verlangen,

Und was heiß-flackernd lohte, frech und wild,
Das bleibt an euren zarten Kelchen hangen
Als fernes, ahnungsvoll verblaßtes Bild . . .

Langeweile

Die bleichen Stunden rinnen öd und kalt,
Es gähnt die Welt, ein grau verhängtes Loch,
In das sich Lust und Unterschied verkroch,
Zu unentrinnbar stetem Aufenthalt;

Verschwunden ist Empfinden und Gestalt,
Und was einst schwebte wolkenweit und hoch,
Kriecht bodenwärts und duckt sich tiefer noch:
Die bleichen Stunden rinnen öd und kalt . . .

Das Aug erblindet, und das Ohr ist taub,
Und Ruch und Schmack sind dumpf, gebannt
und schal,
Den Spinnwebfäden ward das All zum Raub;

Und leises Ahnen doch: Da war einmal,
Wo nun verlorner Wust und toter Staub,
Des Sonnenbrandes lichter Jubelstrahl . . .

Nietzsche

Der Einsamkeit rissige Pfade
Hast du gefurcht mit wühlender Tiefenbohrung,
Und kein hellender Schein erlösender Gnade
Riß dich empor
Aus dem dämmernden Flor
Verwirrend entwirrender Gedanken,
Und deines heiligen Wollens leidige Schranken
Brachest du nieder mit schier verlöschender Kraft
Und ließest vorspringen aus engender Haft
Der Zweifelqualen nagende, hämische Ratten
Und konntest nirgends und nie
Das würgende Wie,
Die Frage der Fragen, die ewig emporgereckte bestatten . . .
Und in öde verzweifelter Einsamkeit
Sprachst Hohn du der Zeit,
Der Menschengewalt und den Liebesbanden,
Und also schlugst du die Welt zuschanden
Und holtest dir seligste lichte unirdische Heiterkeit
Hervor aus des Ichs tiefsten Abgründen und Schlünden,

Und so obsiegte dein Wille den Sünden,
Um hell-heiter im wogenden All
Mit Pauken- und mit Drommetenschall
In Gottes entmenschlichte wahrheitgetränkte und
weltweite Seele beseligt zu münden!

Nachwort zu den *Visionen*

Wer diese *Visionen* als gewöhnliche, mit ironischem Nachahmungsverstand gemachte Parodien nimmt, verkennt sowohl Wesen als Zweck derselben! Denn nicht um eine Imitation dreht es sich hier, sondern: *A. W. v. R. dichtet* einfach genau so wie die *Modernen!* Das heißt, er weiß sich jederzeit in eine Wortekstase, einen Zustand dionysischen Schwunges zu versetzen, in welchem jedes Thema — soweit bei der Zwanglosigkeit der Wortzusammenkünfte von Themen gesprochen werden darf! — aufmarschieren kann, und so vermag er jederzeit in freien Rhythmen, in Sonetten, Stanzen, Terzinen oder anderen sonstigen tadellos fließenden Versen draufloszudichten! Während nun aber zu einer wahrhaften Dichtung es der Erlebnisse bedarf, die zu den Worten führen, werden hier durch die Assoziationen, die durch Reime, schön-

klingende Wortfolgen und Wohllaut irgend erstehen, Verse geboren, die niemals dem Kenner ein wahres Leben vorzutäuschen vermögen! Freilich finden sich auch ab und zu Gedichte, wie „*Schnee*“, die ganz harmlos und echt sind, wie es denn bei solchem „Drauflos-Dichten" gar nicht anders möglich ist, als daß auch ab und zu was Genießbares mitunterläuft! Denn bisweilen findet sich ja auch in der verödeten Wortwelt solch trister Dichterlinge der Bodensatz wahrhafter Lebensbilder. Und wie schlau verlockt solch harmloses Gebilde den Leser, auch an die Gültigkeit der anderen Produkte zu glauben. Aber, wie gesagt, wer stets imstande ist, wie *A. W. v. R.*, solche *Dichtungen* zu produzieren, der wird auch wohl letzten Endes den Leser von deren Belang- und Sinnlosigkeit zu überzeugen wissen. Und hätte so nicht nutzlos sein nichtiges Können erwiesen.

Ein Gedicht wie die „*Landkarte*“ endlich ist insofern bedeutsam, als es auch für die *Weltanschauung* — ein lucus a non lucendo! — solcher *Poeten* ein amüsantes Zeugnis ablegt! Wo nämlich der Natürliche den lebendigen, von der Menschheit — wenn schon nicht von ihm selbst! — erlebten Weg

von der Landschaft zur Landkarte versteht und bedenkt, aber wohl kaum bedichtet, da kann der Sekundäre, von der Landkarte in plötzlichem, erfassendem Aufblitzen zur Welt denkend, — also vom Sekundären zum Primären! — eine seltsame *Erkenntnis* gewonnen zu haben vermeinen, die sich in ekstatischem Erstaunen dichterisch Luft macht!

So kann denn der im Wortbereich Heimische, nicht vom Erlebnis getrieben und von dessen seltenem Auftreten völlig unabhängig, jene stets verfügbare *Dichter*gabe betätigen, die sich jeden Gefühles rasch zu bemächtigen vermag, dieweil der so Geartete nicht fühlt, sondern — „*sich was vorfühlt*" und der Schaffensakt zu leerer Schauspielerei des Gefühles degradiert ward. Denn wie der Schauspieler, innerlich völlig unbeteiligt an den fertigen Worten einer Dichtung, sein Können jederzeit entfalten kann, so vermag solch trister Dichterling jedes *Problem* (ob er sich „*den Bettler*" oder „*den Trunkenen*", „*den Eroberer*", „*die Wahnsinnige*" oder „*die Gefallene*" zum Bedichten auserwählt!) mit jener Fingerfertigkeit im Wortbereiche zu gestalten, die hoffentlich n a c h *A. W. v. R.* keinen ernsten Menschen mehr einnehmen

und betören wird! Jedenfalls steht *A. W. v. R.* jederzeit mit derartigen Produkten in unbegrenzter Fülle und Mannigfaltigkeit zu Diensten und hofft, daß seine eigene Entlarvung auch zu der seiner zahlreichen Vorläufer und Mitgenossen führen wird!

Inhalt

Seite

III. Die Visionen des Arthur Wilhelm von Retzenau

Werke

von

Arthur Trebitsch

Geformte Welt versinkt
Zu Schutt und Schein,
Nur wer vom Urquell trinkt,
Hat ewiges Sein.

Des Antaios
zweites Buch:

Gespräche und Gedankengänge

Zweite Auflage

Elegant brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Die „Neue Freie Presse“ schrieb:
... Hier allein ist Rettung und Gesundung zu holen ... Mit eleganter Logik verficht der Autor seine Gedankengänge auf den Gebieten des Denkens und Seins. Es sind insbesondere erotische Probleme, die er reizvoll behandelt ...

Der „Berner Bund“ (als Beschluß eines längeren Aufsatzes):
Ein von ernstem Nachdenken, tiefem Streben erfülltes Buch. So eines empfiehlt sich von selbst!

„Der Roman“:
Der Verfasser hat wirklich Bedeutendes zu sagen. Er ist ein Denker, der seine eigenen Wege geht und von keiner Modeirrung sich beirren läßt ... In dem Gespräch „Der Dichter und der Denker“ findet sich die scharfsinnigste und schlagendste Beurteilung moderner lyrischer Affektationen, die wir kennen!

Wilhelm Borngräber Verlag Berlin

Demnächst erscheint:

Zur Förderung der Persönlichkeiten

Ein Vortrag, gehalten zu Berlin und München.

Im Anschluß an Heinrich Nienkamps Buch:

„Fürsten ohne Krone".

Preis 1.— Mark

Über den Vortrag schrieb der „Berliner Börsen-Courier":

Der Vortrag des Arthur Trebitsch atmete einen Geist des kopf-kontrollierten Idealismus, wie er außerordentlich zu begrüßen ist. Es wird selten gewagt, mit solchen Dingen vor ein breiteres Publikum zu treten, um so mehr ist es ihm zu danken.
Gutes scheint sich anzukündigen und muß von dem Geistigen genutzt werden, — auch wenn ihre Hoffnungen nicht ganz erfüllt werden.

Der „Lokal-Anzeiger":

. . . Ein Weltbild voll Schönheit und Freude war es, das aus den Worten des Redners emporstieg. Trebitsch will nichts wissen von einer „schlechten Weltordnung", unter deren Laune die Menschheit seufzt. Nicht die Weltordnung ist schlecht, sondern die Menschordnung. „Freie Bahn dem Tüchtigen", das ist auch der Leitspruch, der über des Redners Ausführungen stand. Wir dürfen die „großen Geister", die unter uns sind, nicht sich selbst und einer zufälligen Entwicklung überlassen und uns trösten mit dem bequemen Wort: Die wirkliche Persönlichkeit setzt sich durch . . ., es liegt etwas Zündendes darin; Funken springen ab und glühen weiter und werden hier und da zu Flammen werden. Es waren starke Eindrücke, die die Besucher dieses Abends mit nach Hause nahmen.

Die „Breslauer Zeitung":

Arthur Trebitsch entwickelte als Redner eigene Leitgedanken aus dem phantastischen Vorwurf. Es ist der Wert des Philosophen aus Wien, daß er mit seiner Art des Weltschauens mitten ins lebendige Leben dringt, ungehemmt von Dogmen, die sich die grauen Logiker zimmern . . . Auch der Skeptiker begrüßt das gläubige Wagen. Ohne den starken Willen, der vorschreitet, sind wir dem Rückschritt verfallen.

Wilhelm Borngräber Verlag Berlin

Drei Vorträge mit Zwischenstücken

Elegant brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Diese philosophischen Vorträge sind in Berlin gehalten und allseitig als hochbedeutsame Bereicherung begrüßt und anerkannt worden; sie sind von den Erlebnissen des Verfassers in seinen Kämpfen mit den akademischen Kreisen sehr reizvoll und unterhaltend umrahmt. Das letzte dieser „Zwischenstücke" macht uns mit dem Berliner Philosophen O. F. Gruppe bekannt, nach Trebitsch dem wertvollsten deutschen Denker (aus der Hegelzeit).

Über die Vorträge schrieb das „Berliner Tageblatt":

Es stellt sich heraus, daß es sich um viel mehr handelte, als man im ersten Augenblick denkt ... Früher nannte man das Gleiche drohender und mit geteillter Sympathie Reformation und Revolution.

Das von Trebitsch Erstrebte und Angebahnte ist nun tatsächlich ein, ernsthafter Versuch, eine rechtnachdrückliche Lüftung des menschlichen Denkens im weitesten Sinne, also nicht nur der Gehirntätigkeit, sondern aller Lebensgebiete herbeizuführen.

Ausbildung des „primären" Denkens, das ist die Forderung Trebitschs die für die Entwicklung des menschlichen Denkens tatsächlich von Bedeutung ist.

Die „Vossische Zeitung":

Der überaus geistvolle und von großer Selbständigkeit des Denkens zeugende Vortrag ...

Die Vorträge bilden die notwendige Vorstufe zu dem Hauptwerke des Verfassers:

Der Denktrieb zur Einheit

(des Antaios drittes Buch)
das demnächst erscheinen soll.

Wilhelm Borngräber Verlag Berlin

Arthur Trebitsch: Seitenpfade / Ein Buch Verse